

Landesbibliothek Oldenburg

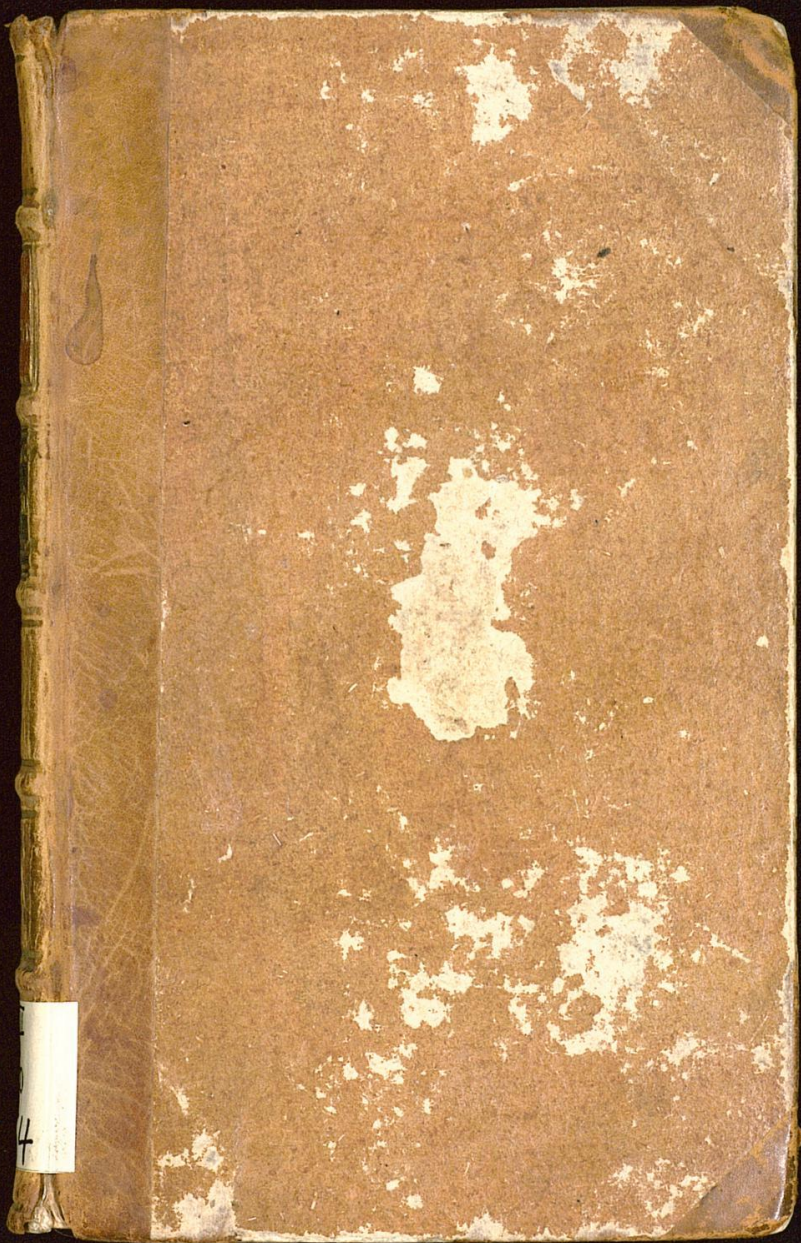
Digitalisierung von Drucken

**Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker**

Nicolai, Friedrich

Berlin [u.a.], 1775

urn:nbn:de:gbv:45:1-360





Gebaldus
Nothanker

II. Band



Spr XII

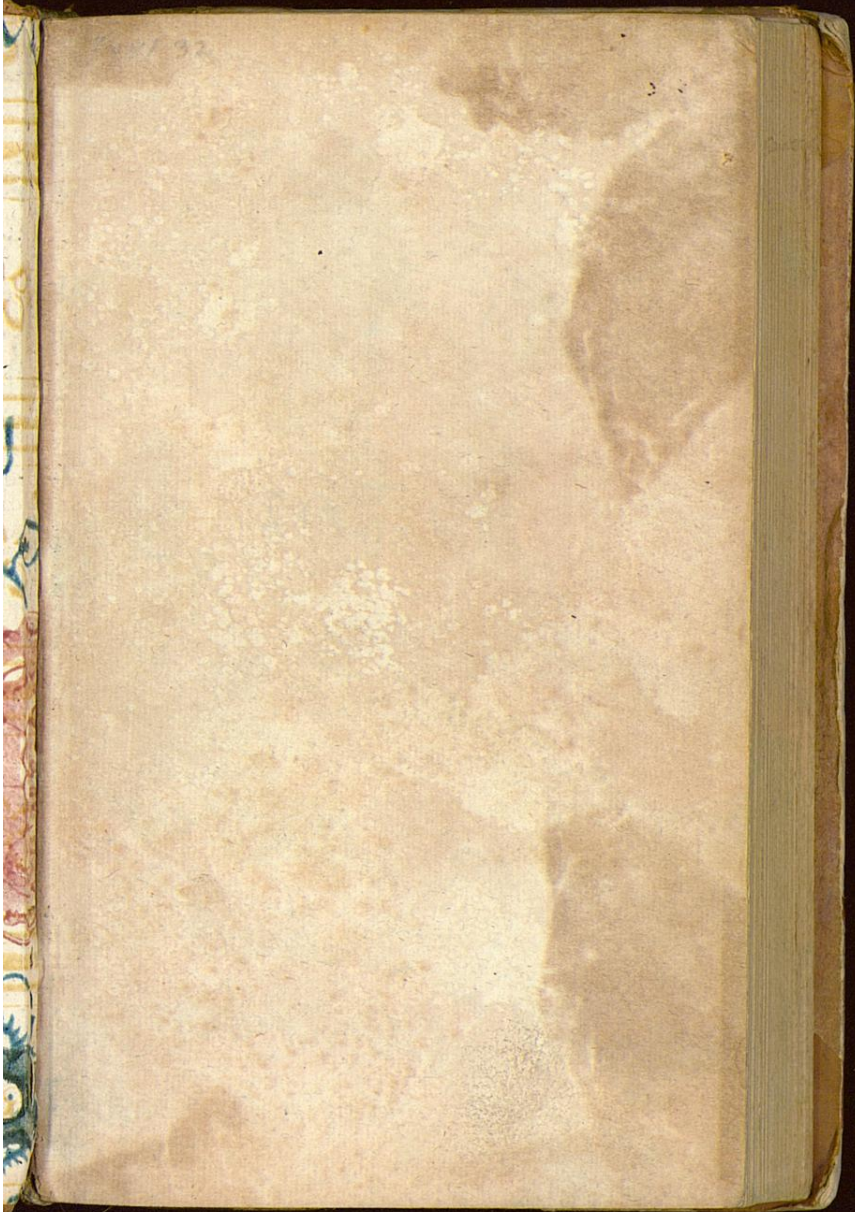
3 b

654

Sprach. XIII

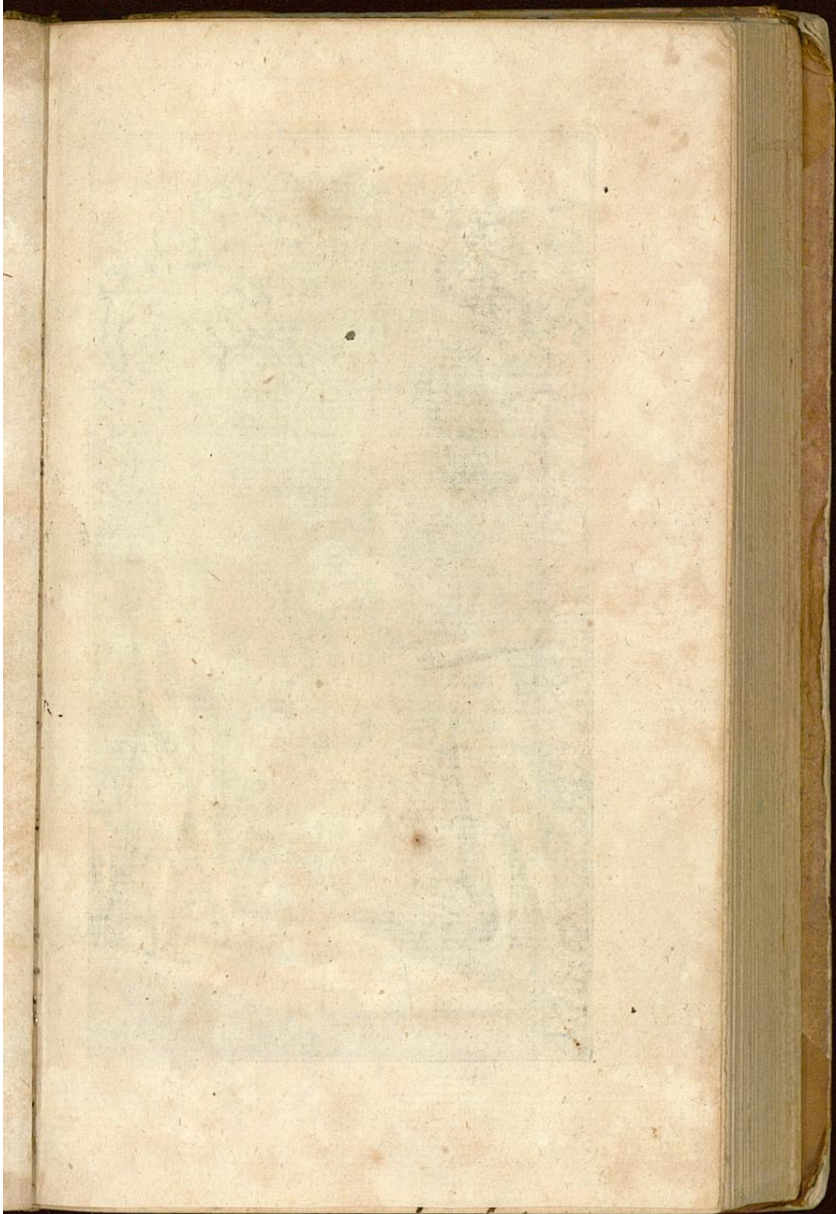
36

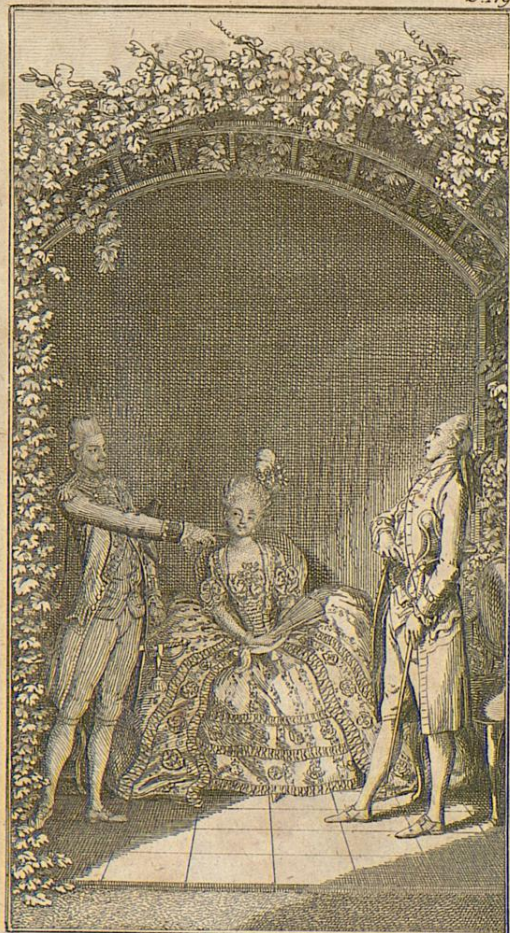




Sp
654:2







Nicolai

Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.



Zwenter Band.

Wie Königl. Preuss. Churfürstl. Brandenburg. und Churfürstl. Säch-
sischen allergnädigsten Freiheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.

1775.



EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI.



Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ohngefähr gefundenen Landstraße fort, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und erblickte einen Mann, der in einem grauen Rock von feinem Tuche gekleidet war, eine ungepuderte Stutzperücke auf dem Kopfe hatte, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter trug, und mit heller Stimme, das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, sang. Sebalduß, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, zumahl gewisser enthusiastischer Meledien, gesellte sich zu dem Wanderer, und summete das Lied, in einer mit vielen Terzen und Sexten untermischten extemporirten Basspartie nach.

Als es geendigt war, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebalduß fragte den Fremden: „Wo hin der Weg führe, auf dem sie giengen?“

„Nach Busermark, sagte der Fremde, wo ich Nachtlager zu halten, und den andern Morgen nach Berlin zu gehen gesonnen bin.“

Sebalduß freute sich, daß er auf dem rechten Wege war, denn ob er gleich, nachdem er seine Recommendationen verlohren hatte, nicht wußte, was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf den Postwagen gehabt hätte.

Der Fremde kreuzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er, da die Wege, nach dem Frieden, unsicher wären, lieber zu Fuße gegangen sey.

„Nicht eben, setzte er hinzu, als ob ich viel Geld bey mir hätte. Ich bin zufrieden, wenn ich reich bin im Heilande. Aber der Herr hat doch meine Vorsichtigkeit gesegnet.“

Sebalduß versetzte: „Ich bin so vorsichtig nicht gewesen. Ich hatte noch keinen Begriff davon, daß
ein

, ein Mensch seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute
, anfallen und berauben könnte. ,

, Ach mein lieber Bruder, die arme menschliche Na-
, tur ist ganz verderbt. Wenn wir nicht durch die
, Gnade ergriffen werden, so sind wir in grundlosem
, unerforschlichem tiefem Verderbnisse. ,

, Ey, mein Freund, von den Lastern einiger Wö-
, richter kann man nicht auf die Natur der Menschen
, überhaupt schließen. Wir sind von Natur nicht ge-
, neigt, wie die wilden Thiere, uns anzufallen, sondern
, in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen. ,

, Ach wir armen Menschen! wie könnten wir uns
, unterstützen, wenn uns die Gnade nicht unterstützte,
, wie könnten wir etwas gutes wirken, wenn es die
, alleinwirkende Gnade nicht wirkte. ,

, Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade.
, Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den
, Klotz. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst
, gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Nei-
, gungen und Leidenschaften gegeben. Er will, daß
, wir thätig seyn sollen, so viel gutes zu thun, als
, uns möglich ist. Er hat Würde und Güte in die
, menschliche Natur gelegt. ,

, O welch ein Selbstbetrug, mein lieber Bruder!
, rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: Wenn
, wir

, wir Gott wohlgefällig werden wollen, so müssen wir
, nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns
, sehen:

, Wollt ihr zu Jesu Heerden,
, So müßt ihr gottlos werden! *)
, Daß heißt, ihr müßt die Sünden
, Erkennen und empfinden.,

, wie ein theurer Knecht Gottes singet. Wir müssen
, an der Gnade hangen, die Gnade alles wirken
, lassen, der Gnade alles Gute zuschreiben; denn
, wird die Gnade in uns erst recht groß, wenn wir
, recht klein, recht unwürdig werden.,

, Wenn wir uns mit den Siechen
, Ins Lazareth verkriechen!.,

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: , Dieß sind
, gefälschte Schalle, die einer verderbten Einbildungs-
, kraft heilig scheinen, die aber keinen Sinn enthal-
, ten. Wir besitzen Kräfte zum gutem. Wer dieß
, läugnen wollte, würde Gottes Schöpfung schänden,
, der uns so viele Vollkommenheiten gegeben hat. Ohne
, den Einfluß einer übernatürlich wirkenden Gnade zu
, erwarten, können wir Tugenden und edle Thaten
, ausüben. Oder sind etwan Wohlwollen, Men-
, schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mitleiden,
, Dankbarkeit nicht Tugenden?

, Schein:

*) Woltersdorfs sämtliche neue Lieder. Berlin 1768. S. 37.

„Scheintugenden, mein lieber Bruder, weltliche
 ehrbare Scheintugenden. Mit solchem Bettlersman-
 tel, will der unwiedergebörne Mensch, den Aus-
 seiner natürlich verderbten Natur bedecken. Mit die-
 sen sogenannten Tugenden aber, kann man auf
 ewig in den Schwefelspuhl geworfen werden, aus
 welchem keine Erlösung ist. Dieß sind nicht die wahr-
 en gottgefälligen Tugenden. Wenn Tugenden nicht
 aus der Gnade entspringen; so sind sie ^{geschminte} glänzende
 Laster zu nennen.

„Wozu soll man so seltsame Benennungen erden-
 ken? Ich vergebe z. B. den Räubern die mich be-
 raubt haben, ich wünsche ihre Besserung. Dieß ist
 so wenig die Wirkung einer übernatürlichen Gnade,
 daß es vielleicht bloß nur die Wirkung meines Alters,
 oder meines Temperaments ist. Ist dieß aber des-
 wegen Gott nicht gefällig? Ist es ein Laster?

„Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem blutigen
 Versöhner geschieht, so ist es nichts als ein weltli-
 ches Tugendbild, eine nachgemachte Frömmigkeit,
 bey der man ewig verlohren gehen kann!

„Sprechen Sie doch nicht so! Hiemit kan man al-
 ten Mütterchen allenfals eine Furcht einjagen, aber
 aber man beweiset nichts. Ich habe über diese Sa-
 chen reiflich nachgedacht, und ich finde, daß weder



„eine blutige Versöhnung, noch eine ewige Verdammniß, mit den erhabenen Begriffen, die wir von Gott haben müssen, zusammenstimmen.“

„Ja! Ja! so geht es! je mehr die Menschen alles durch ihre bloße Vernunft einsehen wollen, destoweniger erkennen Sie ihre angeborene Blindheit und, und Finsterniß. Mir fällt hiebey ein, was ein lieber Sohn des Heilandes sagt: *) „Es ist unvermeidlich, daß Seelen, die sich nicht ganz in das „evangelische Wesen verlohren haben, daß sie ihren „Bissen Brod, den sie in den Mund stecken, „gleichsam in dem Heilande verzehren, und denen „das im Namen Jesu auf den Abtritt gehen, noch ein Geheimniß ist, in allerhand Verdenklichkeiten verfallen; aber die Gnaden und Bunde „besiente verstehen sich auf halbe Worte, und wissen „die Theilung des Tempels des Heil. Geistes in allen „Ein- und Ausgängen, ohne Kopfbrechen zu machen.“

Sebaldus starrete den Fremden an, ohne ein Wort zu sagen. Dieser glaubte vielleicht, er verstummte aus Bewunderung oder Entzückung; Er fuhr also fort:

„Ach

*) Der Pietist hat diese Worte buchstäblich aus den Büdingischen Sammlungen. 8ten Stück S. 257. genommen.

„Ach lieber! laß dich von der alleinwirkenden Gnade ergreifen! Laß dich von der Kraft des Wundesblutes anfassen. Bete herzlich um die Wiedergeburt. Bete daß du bald zum Durchbruch kommen mögest. Bete, bete, ich will mit dir beten, lieber Bruder!;

Sebalduß sagte sehr kalt: „Ich pflege das Vater unser zu beten, darinn steht nichts vom Durchbruche, nichts vom Wundesblute, nichts von der Wiedergeburt und von der alleinwirkenden Gnade.,

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und rief aus: „Welcher Unglaube! welche fleischliche Sicherheit! O betrüge dich nicht Mensch! die Ewigkeit wird kommen, Quaal ohne Ende für den Sünder! —

Sebalduß gerieth in Eifer, und fieng an die ^{Heiligkeit der} Höllestrafen, mit dem besten ihm bewohnenden Gründen, zu widerlegen, aber der Pietist, der sich von je her auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände über sein Haupt zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fieng an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

A 5 34

*) In spät ist's zu erfahren, was Hül' und Ewig-
keit, ach! willst du's darauf sparen, thu's nicht, heut
ist's noch Zeit, befehle dich von Herzen, daß du der
Quaal' entgehst, denk, dann giebt es nicht Scherzen,
wenn du vorm Richter siehst.

Der dir das Urtheil fället, das Leben rund ab-
spricht, zum Teufel dich gesellet, des ewigen Todsge-
richt, o Peter! Ach! Weh! Jammer! Welch Heulen
wird da seyn, wenn in die Marterkammer, der Hen-
ker schleppt hinein.

Dahin, wo keine Reue, kein Klagen helfen kann,
die Marter geht aufs neue nach tausend Jahren an!
Da ist kein Glied so kleine, das nicht sein Leiden hat,
der Leib der fühlt das seine, die Seel' auch früh und
spät.

III

*) Der Leser glaube nicht etwa, daß ein solches Lied zu
Behufe dieses Gesprächs erdichtet worden. Er darf
auch nicht glauben, daß es etwa ein unbedeutendes
Schwärmer für den Winkel eines fanatischen Conventites
verfertigt habe. Nein! dieß Lied steht S. 792. eines, in die
evangelisch-lutherischen Kirchen in der Churmark, unter
öffentlicher Autorität, eingeführten Gesangbuchs, betitelt:
Geistliche und liebliche Lieder, welche der Geist des Glau-
bens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard,
und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und igiten
Zeiten gedichtet, und die bisbet in den Kirchen und Schü-
len der Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. Lande be-
kannt, u. s. w. herausgegeben von Johann Voss, Königl.
Preuß. Consistorialrath, Probst und Inspector zu Berlin,
Betruckt zu Berlin in 12.

„In großer Furcht und Schrecken, in finst'rer Dunkelheit, wird die Verdammten decken, Angst, Grauen, Traurigkeit, die Zähne werden klappen für Frost und großer Hitz, und werden blindlings tappen, nach einem kühnen Sitz.“

„Sie werden ewig fallen ins Loch, das keinen Grund, und auf einander prallen zusammen in dem Schlund, sich beißen, fressen, nagen, sich fluchen, lästern stets, der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende: Seht, so gehts.“

„So geht es den Verfluchten in ihrem Hölleloch, den Schleimern und Verruchten, ach gläubets, gläubets doch, wollet ihr daran noch zweifeln? so wahr ist's, so wahr Gott, ihr fahret zu den Teufeln, wo ihr das halt't für Spott!“

Dies Lied sang Sebaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Reizetren der Ungeduld. Nach dessen Endigung, gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwanderer:

„Sind Sie denn also ein Wiedergeborener?“

„Ja,“ antwortete er, mit sehr sanfter Stimme: „das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drey Jahren, den 1ten September, Nachmittags um 5. Uhr, hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade, die

die bey mir zum Durchbruch kam, seitdem habe ich
an der Gnade beständig gehangen, bin nie der
Gnade satt worden.,

Also glauben sie doch gewiß ewig selig zu werden?
Ach ja! dessen bin ich gewiß:

Dem ich will stets ein Bienelein
Auf des Lammes Wunden seyn
Und fahren so in'n Himmel rein.,

So! Und werden ewige Freude haben, und wer-
den ganz geruhig zusehen,*) wie Millionen ihrer
Nebenmenschen sich beißen, fressen, nagen, sich
fluchen und lästern, wie der Tod sie recht
plagt

*) Manchen eifrigen Gottesgelehrten, muß es nicht so anstößig
seyn, als dem ehrlichen Sebalduß, daß die Seligen im Him-
mel die ewige Qual der Verdammten ganz geruhig, ohne Mit-
leid, ansehen sollen. J. D. In M. Cyriacus Höfers Kurz-
zen und richtigem Himmelsweg: wie ein Kind in 24 Stun-
den lernen kann, wie es soll der Hölle entgehen und ewig
selig werden, einem Katechismus, der im Churfürstent-
hume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen,
in vielen Schulen, zur Unterweisung der Jugend gebraucht
wird, und der noch 1772 zu Leipzig gedruckt worden, findet
man S. 97. folgende Fragen und Antworten:

„Wenn du wähele der Deinen wärddest in der Hölle sehn
„würde dir die Märrer zu Herzen gehn, oder würde sie
„dir nicht zu Herzen gehn?“,

„Antw. Sie würde mir nicht zu Herzen gehn.“

„Warum wird sie dir nicht zu Herzen gehn?“

„Antw. Weil alsdenn mein Willen mit dem Willen
„Gottes übereinstimmen wird.“

Wm

„plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! Können Menschen ihre Nebennmenschen so verdammen, und können mit Wohlgefallen von ihrer Verdammung ein feyerliches Lied singen! „

Der Pietist lächelte, und sagte mit sanfter Stimme. Da siehet man den natürlichen Menschen! Ich verdamme sie ja nicht, sondern (er lächelte nochmals) die Bibel verdammet sie. Da steht es deutlich, „

Sebaldus fuhr sehr heftig heraus: „Nein, das steht nicht in der Bibel; und wissen Sie, wenn es darinn stünde, so wäre sie nicht Gottes Wort. Ich möchte eben so gern ein Atheist seyn, als solche abscheuliche Begriffe von Gott haben, daß er uns das Leben rund abspricht, daß er uns dem Teufel zugesellet, daß er uns durch Fenster in Marterkammern schleppen läßt, wo keine „Neue

Will man denn nicht endlich einsehen, wie unsinnig es ist, bey Kindern, indem man ihnen die Lehren der Religion beybringen will, die edlen Empfindungen der Menschlichkeit zu unterdrücken, und wie abscheulich, sie zu lehren, daß ihr Willen mit dem Willen Gottes übereinstimme, wenn sie die übersehtwenglichen Leiden anderer Menschen sich nicht zu Herzen gehen lassen. So lange solche Ungelehrtheiten noch in unsern Kapeshismen stehen, dürfen wir den Spötter nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt: „*Et moi Predestiné, je zirai bien quand vous serez damné.* „

„Neue, keine Klagen helfen kann. — Entschlich!
 „von Ihm so zu denken, dem Vater des Lebens, dem
 „Geber alles Guten! —

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, und fieng an nachzudenken, wie der gute Mann gemeiniglich that, wenn er merkte, daß er sehr heftig geworden war, um zu überlegen, ob er sich auch vergangen, oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

„Lieber Bruder, ich beweine deinen erschrecklichen Unglauben; und du kannst noch in ungöttlichen Eifer gerathen! Hier kann man den sichtlichen Unterschied des Standes der Natur und der Gnade sehen. Wer in der Gnade ist, der ist so ruhig, der erträgt alles, der erduldet alles, stellet alles Gott anheim. —

Indem er dieß sagte, sprangen unvermuthet zwei Räuber, von welchen damals, nach eben geschlossenem Frieden, die ganze Gegend wimmelte, mit gezogenen Säbeln aus einem dicken Gebüsch, und fielen die Reisenden an. Sebaldus gab mit dem ruhigen Bewußtseyn, daß er sich nicht wehren konnte, und daß er wenig zu verlieren hätte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hin-
 gegen

gegen war unter den Händen der Räuber todtend, zitterte, und bezeugte sich sehr ungeberdig. Er wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen, empfing aber darüber verschiedne Stöße und Schläge. Seine Taschen wurden demungeachtet sämlich ausgeleeret. Man nahm ihm auch sein neues feines Kleid, und den einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen, um sie auszuziehen: da aber einer noch nicht völlig ausgezogen war, entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an. Hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: „Halt Diebe! halt Diebe!“ Als aber niemand kam, so setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Bösewichter zu fluchen, die die Straßen berauben. *)

B 2

Zuletzt

*) Er soll, wie verschiedne Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hinzugehen haben, daß ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütete, weder bittere Essenz noch Kirchengebet helfen möchten, welchen Wunsch der Verfasser des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichter, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen, wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt. (S. Wilhelmine S. 79.) Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gethan haben, da aus

Zuletzt sagte er zum Sebalduß, indem er ihm ins Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worinn er sein Gold verwahrt hatte: „Sehen Sie nun, wie der Herr, die Gottlosen mit Blindheit schlägt. Ist nicht dieß Gold durch ein Wunder gerettet worden? Hier zog er seinen Stiefel an, und stand auf.

Sebalduß versetzte: „Ich finde, daß der Stand, der Natur und der Gnade, wie Sie vorher bemerkten, wirklich unterschieden ist. Ich natürlicher Mensch kann den Verlust meines Geldes ruhig ertragen. Es waren freylich nur wenige Groschen, aber mein letzter Heller ist mit weg. Ihnen ist noch weit mehr übrig geblieben, als ich vorher hatte. Ey! Ey! ein Wiedergeborner sollte wenigstens nicht fluchen!

Der Pietist ward feuerroth, und sagte stotternd: „Die Bösewichter verdienen den Fluch, daß sie, wie Sie vorher ganz recht sagten, Menschen wie wilde Thiere anfallen, da wir uns einander unterstützen sollten. Ach! und das wenige Gold hat der Herr nicht meinerwegen mir so wunderbarlich erhalten, sondern um nothleidender Brüder und Schwestern willen, aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengeld überhaupt keine Krankheiten lindere.

len, für die ich von christlichen Seelen gesammelt habe. Wiewohl ich izt selbst nothleidend bin, — Er hatte nicht ganz unrecht, denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlicher Landregen zu fallen anfieng, Sebaldus zog ungebeten seinen alten Ueberrock aus, und überreichte ihm denselben.

Nehmen Sie, sagte er; ich begehre freylich ein ^{schminktes} glänzendes Laster, indem ich Ihnen diesen alten Kittel anbiete. Aber der Regen fällt zu stark, als daß wir izt keine Distinktionen machen könnten.

Der Pietist nahm den Ueberrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Buxtermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Personen des Konventikels, deren Heiligkeitseruch sich gemeiniglich, zehn bis zwölff Meilen in die Runde, unter den frommen Seelen ausbreitet, die daher bey jedem Bruder und jeder Schwester auf ihren Reisen willkommen sind, und in deren Häusern mit eben der Zuversicht einsprechen, mit der ein reisender



Mönch, in ein an dem Ende seiner Tagereise liegendes Kloster eintritt. Unser Wanderer hatte eben diese halb Wustermark zum Nachtlager erwählt, weil er wußte, daß daselbst eine fromme wohlhabende Bauerswittve wohnte, in deren Haus er auch so gleich gieng, und den Sebalduß seinem Schickjal überließ, der in einer elenden Dorfschenke eine Stube voll allerhand Gesindel antraf, unter welchem er sich diese Nacht wenig Ruhe versprechen konnte.

Man hat bemerkt, daß, bey den Frömmlichen männliches Geschlechtes, mit heißem Eifer für fromme Uebungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft ist, seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefährten habe, welcher, gleich ihm, von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, und lud den Sebalduß zu sich ein. Sie trug auf, was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fieng der Pietist die Betstunde an, mit der die reisenden Heiligen, da wo sie einkehren, gemeiniglich ihre Zeche zu bezahlen pflegen. Sebalduß, so sehr er eine dürre Dogmatik, und eine störrische Polemik haßte, so sehr war er ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der stillen

stillen Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Auch der Vortrag seines Reisegefährten war ihm nicht zuwider; denn dieser besaß vollkommen die Biegsamkeit, mit welcher Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen, die sie nicht bekehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied also in seinem Vortrage, sehr weislich, alle Punkte, über die, wie er unterweges gemerkt hatte, Sebalduß anderer Meinung war, und hielt sich bey allgemeinen ascetischen Betrachtungen auf, die der Bauerfamilie begreiflich schienen, und beyrn Sebalduß gleichförmige Gedanken erregten, mit denen er sich sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Den Morgen früh, nach eingenommenem reichlichem Frühstück, dankten sie ihrer Wohlthäterinn, und setzten ihren Weg weiter fort. Sebalduß genoß den schönen Morgen, sang ein fröhliches Morgenslied, und war so innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie mißlich sein Zustand war, und welchen Zweck die Reise, auf der er ist eben begriffen war, haben könnte, bis sein Reisegefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie giengen. Dieser besußfete, mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte, und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, wo, wie er versicherte, die Religion



ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde, und wo Ketten und Ketzereyen regierten. Er beklagte den Sebalduß recht gefässentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befinde, in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

„Ich habe, sagte Sebalduß, bessere Hoffnung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was viele Leute Unglauben und Ketzerey nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann.

„Nein! Nein! rief der Pietist mit erhabener Stimme, wo Glauben ist, da ist auch Liebe! die findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, gar nicht. Da herrscht lauter Eigennuß und Betrug, da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Unchastigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche Liebe erloschen.

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit, und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebalduß anfieng darüüber nachdenkend zu werden.

„Ich gestehe, sagte er, nach einiger Ueberlegung, wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen Landes,

Landes, so beschaffen sind, als Sie sie beschreiben, so muß es ein wahres Unglück seyn, unter ihnen zu wohnen. Aber, fuhr er fort, — nachdem er nochmals ein wenig gestaunt hatte, — sollten Menschen, die so gesinnt sind, wohl in Gesellschaft leben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit blühend werden können, der lauter solche Bürger enthielte? Und doch soll, wie man mich versichert hat, der Preussische Staat, nur seit Menschengedenken, sehr blühend geworden seyn; besonders soll ja Berlin am Wohlstande seit dreißig Jahren sichtlich zugenommen haben.

Der Pietist, der dieses Raisonnement nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: Was hat das Zeitliche mit dem Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser Welt sind immer klüger, als die Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt in dieser großen Stadt, einige wenige fromme Seelen ausgenommen, die noch ihren Heiland lieb haben, nichts als böse Atheisten, die keinen Gott, keinen Teufel, und keine Hölle glauben.

„Ey nun! sagte Sebaldus, wenn diese Leute keinen Gott glauben, so glaube ich einen, und weiß, daß er keinem seiner Geschöpfe mehr Elend auflegen wird, als es tragen kann.“

B 5

Dritter



Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und hatten sie nur unterbrochen, um beym Hereingehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachhabenden Unterofficiere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Aufschreibens oder Meldens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Sebalbus, mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allee dichtbelaubter Kastanienbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf- und abgiengen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen gieng er vorbey, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berlinischen Thiergarten. Je mehr sie fortgiengen, desto mehr ward Sebalbus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Strichregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden



so freigebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und bereits seit einigen Stunden, schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abwechselte das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weifirndigen Birken, und glatten Alacien unterbrochen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eibenbäumen, führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie giengen durch beschattete Gänge, mit Linden, und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dichte Gehäusche von Erlen und Effen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappe und der Wachholder, wo die weit sich ausbreitende Buche,

Büche, ihre grünen gestreckten Aeste wiegt, und erhaben Tannensichten auf schlankem und geradem Stamme, die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald, einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe, erquickten sie, so wie sie giengen, und beyrn Uebergange über jede Querallee, begränzte die Aussicht der benachbarte Spreestrom, auf dem aufgespannte Segel vorbeyswallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zeltern, den, weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfällte. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen, und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenconcentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit *Ufa Sötida* gerieben, und zogen im voraus das Filmet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten, waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und fiengen an, beyrn Desserte, den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes und

Cap:

Capwein aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerliches Standes, waren eben im Begriffe zu Kaffeewisiten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie sie erzählen wollten, in ihrem Kopfe zusammen, und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war halb ^{drey} vier Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spazlergange, und bey einem geringen Labetrunk, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeeffen, füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmen Standes, seyn sollte, war ist vom gemeinen Manne, im besten Anpuffe und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köstlich gepunkt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die.

die, zur Feyer dieses ihm, längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinander gezogen, und ihre neuen kalmanenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre funfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten, bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisierte Köpfe, und Kuffage nach der neuesten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebaldus Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des Pietisten Stirn aber ward dadurch noch mehr gerunzelt. Er rief voll geistliches Verdrusses aus: „Siehe da die Kinder Bessals, wie sie den Lüsten des Fleisches nachziehen! Wie sie den Weg der Sünden gehn, reiten und fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefel, pfuh! hinein!“,

„Behüte

„Behüte Gott! sagte Sebalbus: Ich sehe nichts
sündliches darin, daß diese Leute den herrlichen
Tag genießen, den uns Gott giebt, so weit ich se-
hen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.“

„O, wie sündlich! sagte der Pietist mit entflamm-
ten Augen: das ist recht des Teufels Lockspeise, wenn
er uns mit dem weltlichen Vergnügen anlocken
kann. Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes
Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen,
und zu fühlen was es heißt, ein rechter armer
Sünder zu seyn.“

Sebalbus, dem diese gefalben Weisprüche nicht
gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum
Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die
Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, fieng
an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die
Abscheulichkeit des Spaziergehens an einem schönen
Tage vorzustellen, und Ihnen dafür das Seiten-
höhlchen anzupreisen, in welchem sie recht selige
Spaziergänge halten könnten, u. s. w.

Einige giengen vor ihm vorbey, beynähe ohne ihn
zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was
sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den
Kopf. Endlich versammelte sich doch allerhand Pö-
bel, der schrie und lärmte, und vom Tollhause zu
reden

reden anfieng, ja einige hoben Erdbüßer auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fieng an zu fürchten, daß der Austritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisesgefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden, den Kopf angeflammt, und er fieng an, mit stärkerer Stimme, den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Hocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. „Mein Freund, redete er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

„Der da seine Stunden

„In den Wunden

„Des geschlachteten Lammes verbringt.

Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: „was kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag in eine Lamme gewesen, aber das Bier war sauer.

Und damit gieng er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die

Die Enthusiasten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Kothregen, und allenfalls auch einige Faustschläge, nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen: wenn sie aber trockner Weise ausgelachet werden, und niemand bey ihnen stehen bleibt, so kühlet sich ihr Eifer ab, und sie begnügen sich allenfalls, zwischen den Zähnen murrend, die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So gieng es hier auch. Der Pietist schwieg mürrisch still, und Sebalbus, da sie indessen ins Thor traten, und unter den Linden fortgiengen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Duft der Lindenblüthe ein, und freuete sich über die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie giengen einige Straßen stillschweigend fort, bis sie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienst gehalten wurde. „Siehe da! rief der Pietist aus, wie leer der Weg zum Gotteshause ist, und wie angefüllt der Weg zu den Häusern des Teufels war! O! wie ist doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Heilande in dieser großen Stadt ganz ausgetilget! Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Nachlässigkeit, läuft dem Teufel gerade in den Nachen, und stürzt sich in das ewige Verderben!.

E

Sebal:



Sebalbus schauete ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

„O Stadt! fuhr der Pietist fort: die du bist wie Sodom und Gomorrha, wie bald wird Gott seinen feurigen Schwefelregen über dich ergießen! Und dieß wäre schon lange geschehen, wenn nicht wenige Gerechten in dir wären, um derentwillen dich der Herr schonet! Ja, mein Freund! (hier sieng er an zu weinen,) es giebt hier einige erwählte Seelen, die bis über den Kopf in den Wunden des Lammes sitzen, die zu einem Pünktlein, zu einem Staublein, zu einem Nichts geworden sind, und sich nur in das blutige Lamm verliebt haben, diese halten noch die verworfene Stadt, daß sie nicht fällt.“

Indem er dieses sagte, blieb er plötzlich an einer Ecke stehen, zog des Sebalbus alten Ueberrock aus, und gab ihn zurück. Sebalbus bat ihn, denselben so lange zu behalten, als er ihn brauchte. „Nein,“ sagte er, ich trete nunmehr bey einem lieben Bruder ab. Wie wird dem sein Herz seyn, wenn er mich in meiner Nacktheit siehet, wenn er siehet, was ich um des Heilandes willen gelitten habe. Er wird dann thun, so viel ihn der Heiland heist. Hier drückte er dem Sebalbus die Hand, wünschte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein vier-

vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und gieng, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebalbus stand noch an der Ecke, mit dem Ueberrocke auf dem Arme, und nachdem er denselben angezogen hatte, befand er sich an einem sehr heißen Nachmittage nichts besser. Er gieng voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und da er wieder an die Kirche kam, so trat er, weil er nichts bessers zu thun wußte, hinein.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich so weit durchzudrängen, daß er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dieß war ein junger Kandidat, der mit zierlichem Anstande, eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe, beynähe zu Ende gebracht hatte, und ist eben bey der Zuganwendung war. Das Herz des guten Sebalbus erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fieng an, etwas aufgehelter zu werden.



Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte, indem er in seiner Tasche keinen Pfennig hatte, und in dieser weitläufigen Stadt gänzlich unbekannt war. Er fing an, darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen.

Indem er damit beschäftigt war, gieng der Kandidat vor ihm vorüber, welcher gepredigt hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken wallende Perücke gehüllet, die auf beiden Schultern sanft aufsiel, und sich bis gegen die Mitte des Rückens in lang gezogenen Ringen kräuselte. Er sahe, mit einer süßen selbstgefälligen Miene, immer gerade vor sich hin, und dankte, mit langsamem Kopfsneigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen streifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zuweißen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er mit dem in der rechten Hand habenden Hute, den Layen, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er

Er gieng in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiste stieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Eregese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich, in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß, am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so fein von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thür an.

Die Thür öffnete ein ältlicher Mann, der, wie sich hernach auswies, der Vater des Kandidaten war. Er war ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Demlers, in des mystischen Trescho, in des wortreichen Tiedens Schriften sehr belesen, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz häupte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schöne Predigt von der Liebe gehört habe. „Es ist mein Sohn, rief er freudig aus: treten Sie, doch näher, mein lieber Herr!, und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen seiner, über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten



Schlafröck angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäftigt war, ihm den gelehrten Schweiß von der Stirn zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: „Seine Predigt mache ihm Muth, sich bey seiner izzigen Verlegenheit an ihn zu wenden. Er sey selbst ein Prediger, obgleich seines Amtes entsezt. Er habe zweymal durch Räuber seinen letzten Heller, nebst seinen Empfehlungsbriefen verloren. Er bitte ihn nur um ein Obdach, und um guten Rath, wie er nothdürftig sein Brod verdienen könne.“

Der Kandidat fragte ihn mit einer sehr weisen und ernsthaften Miene: „Warum er seines Amtes sey entsezt worden?“

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zu folge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen anbebe. Er gestand also ohne Umstände, daß er wegen Abweichungen von den symbolischen Büchern abgesetzt worden.

„Abweichungen! rief der alte Krämer, o! wenn Sie doch das schöne Büchlein gelesen hätten, das wir neulich hier hatten: Triß! wo wars doch gedruckt? in Nürnberg? oder in Jena? da würden Sie haben lesen können, wie der liebe Mann die Abweicher abführt;

„fährt; 's ist 'n gelehrter Mann, warlich 'n gelehrter Mann, er würde Sie verachten, wenn er Sie kenneete. Der Mann hält was auf Orthodoxie.,

Er würde noch weit mehr geplaudert haben, aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte, als er, fiel ihm mit pathetischer Stimme ins Wort, und sagte: „Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser auf die symbolischen Bücher gehalten haben. Hier zu Lande schwören wir leider! zwar nicht darauf, sie sind aber doch ein Pactum, und Pacta sunt servanda. — Und worinn fuhr er mit aufgeworfenem Unterklinne fort, worinn fanden Sie denn für so nöthig von den symbolischen Büchern abzugehen?,

Sebaldus, etwas kleinlaut, antwortete: „In der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen.,

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Miße zusammen, und rief aus: „Wie ist es möglich, daß jemand an einer so göttlichen Lehre zweifeln kann? Haben Sie denn den ersten Theil meiner Predigte nicht gehört?,

„Nein, sagte Sebaldus, weil er erst gegen das Ende derselben gekommen sey.,

„Das thut mir leid, sagte der Kandidat; denn ich habe darinn bewiesen, die wahre christliche Liebe erfordert,



sodere, daß man alle diejenigen, welche nicht den wahren evangelischen seligmachenden Glauben haben, durch alle nur möglichen Mittel in den Schoß der Kirche zurück zu bringen suche, eben deshalb, damit man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig verdammet würden.

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: „Was? keine ewige Höllenstrafen? das wäre schön, wenn mein Nachbar an der Ecke gegenüber, nicht sollte ewig verdammt werden! Er, der das Predigamt verachtet, der in gar keine Kirche gehet, der mir einen Proceß an den Hals geworfen, der ihn gewonnen hat! der gottlose Mann! der Atheist! der Separatist!“,

Sebaldus wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arm, und schob ihn höflich zur Thür hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sahe, wie äußerst nothwendig es sey, sich an irgend jemand zu wenden, so gieng er zu dem Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte, als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanftmüthigem Ansehen, in einem simpeln grauen Rock, und einer
baum:

baumwollenen Perücke, der, an seinem Pulke sitzend, einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: „Ich wundere mich nicht über meines Nachbars unchristliche Rede, denn er hat den Geist nicht, der das Leben liebt. Freylich sind die symbolischen Bücher eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ ist ein Hoherpriester. Die Geistlichen haben die Welt von je her verführt, und da Er mein Freund! von dem Stande ist, so gehe Er in Gottes Namen, wohin Er will, ich habe nichts mit Ihm zu schaffen.“

Er klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn, als einen gemeinen Bettler, abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämmtlich von Weine glüheten. Sie hatten schon dreyimal ihren gewöhnlichen Zirkel von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen über ehrwürdige Sachen durchgegangen, und hatten schon dreyimal sich geküßelt, über das zu lachen, was nicht lächerlich ist, und sie waren eben im Begriff, trotz der Dünste



des Weins, mit dem sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuer-
ten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der
Zusall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich
ansahen, daß er sehr leicht aufzuzäumen seyn würde.
Der wichtigste unter ihnen, nachdem er den andern
einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der
eben wieder aus der Thür zurücktreten wollte, mit
freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn sich nieders-
setzen, und fragte ihn um sein Anbringen. Er schien
ihn recht sehr zu bedauern, fragte dem guten Sebal-
dus, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zun-
ge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und er-
fuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse,
der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indeß sei-
ne Gefährten im innern Munde lachten. Er be-
dauerte mit scheinheiliger Miene den Sebaldus, we-
gen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte
ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können.
,Unvermeidliches Unglück zu ertragen, wird einem
,weisen Manne leicht, und die Hoffnung jenes Le-
,bens. — Hier konnte sich einer der Gäste, der dem
Sebaldus gegen über saß, und ihn schon lange, den
Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegafft hatte,
nicht länger halten, sondern schlug über jenes Le-
ben eine laute Lache auf. ,Du alter Narr, rief er,
,du

, du wirst eben so wohl in nichts verwandelt werden,
 , als ich und wir alle; drum laß uns noch eins trin-
 , ken. Denn (er sang)

, Unser Leben währet kurz,

, Es vergeht geschwinde.,

Hiermit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem
 Sebaldu: „Da trink mit, auf der Babylonischen Hure
 , Gesundheit! Alle vier brachen in ein Pferdege-
 lächter aus, und Sebaldu, der jetzt erst merkte in
 was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zure-
 den aufhalten, sondern eilte zur Thür hinaus, und
 schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der
 Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen,
 den ein kluger Mann allezeit empfindet, wenn er
 merkt, daß er einer Gesellschaft von Narren zum
 Schauspiele gebietet habe. Hierzu kam die Beküm-
 merniß über seine nun mehrmals fehlgeschlagene
 Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu
 schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als
 ihm sein gewesener Reisegefährte begegnete. Derselbe
 war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, gieng
 mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in
 Gesellschaft, eines braunen von der Sonne verbrann-
 ten Menschen von widriger Miene, der in Reifeklei-

dern

dern, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebalduß nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

„Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt, alle christliche Liebe erloschen ist. Aus den Häusern, weist man mich weg, und auf der Straße bin ich, unter hundert Menschen, die vor mir vorbey ihren Vergnügungen oder Geschäften nacheilen, eben so einsam, als in einer Wüste. Der Tag fängt sich an zu neigen, und ich weiß noch nicht, wo ich ein Obdach finden soll. Großer Gott! was soll aus mir werden?,

„Ja freylich, sagte der Dietist, wo die seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe; aber ein guter Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie, was? wenn es dunkler wird, so gesellen Sie sich zu den Nachwächtern, und gehen mit ihnen auf eine Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, ich muß eilen.,

Sebalduß wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebal:

Sebalbus, von aller Hülf verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, er war von der Reise, und vom Gram äußerst ermüdet, alle seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es anfieng dunkel zu werden, beynah ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stauzins und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gedünnet hatten; bald gieng ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebensmenschen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gasstereyen, oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagten: „Da liegt ein Mensch!“, andere: „Was muß das für ein Mensch seyn?“, andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gefinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

End:



Endlich, da es schon ganz dunkel war, gieng ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß, und in unzusammenhängende Klagen ausbrach. Er leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre! Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: Ich möchte wohl einen mitleidigen Menschen sehen, denn in dieser Stadt kann eine menschliche Kreatur auf der Straße verschmachten, indeß in allen Häusern Freude und Wohlleben herrschet.

Der Vorübergehende fragte weiter, und erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

Sie haben sich, mein Freund, sagte der Mann mit der Laterne, lächelnd, nur an allzureiche Leute gewendet. Ein wohlhabender Mann kennet das wahre Bedürfniß eines Unglücklichen nicht recht, wirft ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig zu, und geht weg. Königen können am besten Rönige, und Armen am besten Arme helfen. Stehen Sie auf. Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich fort.

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne Patri-

Patriotinn, *) bloß aus Liebe zu guten Handlungen, ohne Ruhmbegierde oder Eigennuß, zuerst angelegt hat, und die bisher bloß durch die Mildthätigkeit von Menschenfreunden unterhalten worden. Er hatte bey einer sauern Arbeit gerade das nothwendigste Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um sich zu erhalten. Er stellte ihnen bey seiner Zuhausekunft den Sebaldus vor, der von ihnen mit herzlichster Gastfreundschaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abschläge auf dem Boden, ein Lager von frischem Stroh angewiesen, zu dessen Verbesserung sowohl, der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette, hergab.

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus, durch die Ruhe sehr erquickt, wachte erst gegen acht Uhr auf, und fand schon seinen Wohlthäter bey seinen Schülern, dessen Frau beym

Seibde:

*) Die sel. Feldmarschallin von Spaen, setzte zuerst ein Collegat zu einer Freyschule aus, die im Jahre 1699. eröffnet ward. Auch die folgenden Freyschulen sind bloß durch Vermächtnisse, und freiwillige Beiträge edelmüthiger Wohlthäter bestanden. Im Jahr 1773 sind in sechzehn Freyschulen 980 arme Kinder umsonst unterrichtet worden. Der ihige Aufseher dieser Freyschulen, Herr Prediger Rauch, giebt jährlich eine Nachricht von dem Zustande derselben heraus.

Seidewickeln und die Tochter bey einem Nährhahnen beschäftigt. Er fieng sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagessen dankte er ihm, von ganzem Herzen, für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung geben möchte, selbst sein Brodt zu verdienen.

Was meinen Sie zu verstehen, antwortete der Schulmeister, das hier in Berlin brauchbar wäre, und das Sie ausüben oder lehren könnten?

Ich habe gedacht, sagte Sebaldus, daß, da in dieser großen Residenz, die wichtigsten Landes- und Reglerungsgeschäfte, Kriegsanschläge, Handels- und Nahrungsgeschäfte, u. s. w. vorkommen müssen, und da keine von diesen Sachen ohne Philosophie geführt werden kann, so würde ich am besten mein Auskommen finden können, wenn ich Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn ich auch nicht an die Großen käme, so muß doch ein jeder Bürger vernünftig zu leben suchen, und dieß kann ich nach den neuesten und gründlichsten Grundsätzen des Hrn. D. Crusius lehren. Ich kann aus der Thelematologie, aufs unwiderleglichste, die Ethik, die natürliche Moralthologie, das Recht der Natur und die allgemeine Klugheitslehre

Lehre herleiteten. Denen, die nicht so tief eindringen wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus über Wüstemanns Einleitung in die Philosophie des Hrn. D. Crusius halten.

„Wer ist der Crusius? und wer ist der Wüstemann?“

„Wie? Herr D. Crusius ist ein weltberühmter Mann, den alle Gelehrten aus Einem Munde preisen, der die Thelematologie erfunden hat, der sich dem Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat, der muß in Berlin in allen Gesellschaften genannt werden, dessen Schriften müssen alle Gelehrten sich zum täglichen Studium machen.“

„Es kann seyn. Ich bin kein Gelehrter, aber ich bin in vielen Häusern in Berlin bekannt; ich war drey Jahre Schreiber bey einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zwey Jahre Bedienter bey einem Minister, und anderthalb Jahre Küster bey einem sehr gelehrten Prediger, der mir alle seine Manuscripte vorlas, und doch habe ich den Namen Crusius in meinem Leben nicht nennen hören. Und wie hieß der andere?, —“

„Magister Wüstemann. Dieser hat die freylich etwas weitläufigen Schriften des Hrn. Doktors in einen kurzen Begriff gebracht. Ich dünkte, er müßte
D aus

auswärts eben so berühmt seyn, als Wichmann, Reinhard, Schmid, Pezold, die des Herrn Doktors lateinische Schriften, den Angelehrten zum besten, ins Deutsche übersetzt haben. Zudem wird, wie ich höre, in Leipzig und in Wittenberg über seine Einleitung gelesen.

Ich habe schon mehrmals bemerkt, daß Leute, die auf Universitäten für sehr berühmt gehalten werden, in Berlin keinem Menschen bekannt sind. Ich glaube überhaupt nicht, daß Sie in Berlin durch Philosophie Ihr Glück machen werden. Da hilft Gunst und Protektion, tiefes Deuten und langes Warten oft mehr, als das beste System. Was haben Sie sonst studirt, womit haben Sie sich außer der Philosophie am meisten beschäftigt?

Ich habe meine Nebenstunden hauptsächlich zu Verfertigung eines Kommentars über die Apokalypse angewendet. Ich habe ihn bey einem Freunde mitgetheilt. Mir fällt eben ein, ich könnte ihn kommen lassen; denn unter uns gesagt, ich beweise darin, daß der König von Preußen in kurzem ansehnliche Provinzen erhalten wird, nebst vielen andern wichtigen und nützlichen Dingen.

Mein lieber Freund, die Apokalypse ist in Berlin noch weniger in gutem Geruche, als die Philosophie.
Wenn

Wenn Sie hätten weißagen wollen, so hätten Sie
 , müssen vor drey oder vier Jahren kommen, als wir
 , noch Krieg hatten. Da galten noch die Weißagun-
 , gen etwas. Und doch ist die Frage: ob nicht Pfanz-
 , nenskiel, der Leinweber, weit über Sie gewes-
 , sen seyn würde, welcher nicht allein die Schlacht bey
 , Zorndorf auf den Tag vorher sagte, da sie wirklich
 , geschah, sondern auch, was noch mehr war, den
 , Gesang, der den darauf folgenden Sonntag in der
 , Kirche gesungen werden sollte. Nein! mit Weißa-
 , gungen kommen wir nun in Berlin nicht mehr fort.
 , Verstehen Sie nichts anders? Können Sie Franzö-
 , sisch, können Sie rechnen, können Sie tanzen, kön-
 , nen Sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß
 , sind Künste, die ihren Mann ernähren.,

, Von alle dem verstehe ich nichts, sagte Seba-
 , dus, mit kleinmüthiger Miene. Ich verstehe zwar
 , noch etwas, aber das wird mich auch zu nichts füh-
 , ren, da man in Berlin sogar mit der Philosophie
 , nicht fortkömmt. Ich kann ein wenig auf dem
 , Klaviere spielen; aber was wird mir das nützen?,

, Halt, mein Freund, damit kommen wir weiter,
 , als mit allem andern. Diese Geschicklichkeit wird
 , Ihnen nicht reichliches, aber doch nothdürftiges
 , Brodt geben. Sie werden auch Noten schreiben

, können. Mit diesen beiden Künsten habe ich mich selbst über zwey Jahre erhalten.,

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hiedurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter, der nun sein vertrauter Freund geworden war, nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein Paar Monathe, in Zufriedenheit, und ohne merkwürdige Vorfälle, verfloßen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Hrn. F. einige Musikalien zum Abschreiben zugesandt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben, er erkundigte sich näher nach diesem Manne, und erfuhr, daß er bey einem Grafen Hofmeister gewesen, und von einer von demselben erhaltenen ansehnlichen Pension lebe. Nun besann er sich, daß an einen Mann dieses Namens des Majors in Leipzig Rekommendations schreiben gerichtet gewesen wäre, an das er, seitdem es verloren war, nicht gedacht hatte. Er ward begierig diesen Mann näher kennen zu lernen, er überbrachte seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen,

und

und ward von Hrn. F. mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major, durch Wunden zum Dienste untüchtig, von einem erhaltenen Gnadengehalte in Berlin lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Hrn. F. Der Major empfing den Gebaldus mit herzlichem Händedrücken. Er biß die Zähne zusammen, als er hörte, wie treulos Stauzins, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe; er erbot sich, auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorsprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, und bis dahin sein Gehalt mit ihm zu theilen. Gebaldus, obgleich über diese großmüthigen Anträge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fieng ihm an zu gefallen, und da er gewohnt war so wenig zu bedürfen, so erwarb er mit seiner Arbeit mehr, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Hrn. F. eine bequemere Wohnung einzunehmen, und desselben Tischgenosse zu werden, weil ihn derselbe versicherte, daß er, seitdem er Wittwer sey, und seine Kinder verloren habe, in seiner Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünsche.



Sechster Abschnitt.

Einsmals, nach dem Mittagessen, hatte Herr F. vom Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale verlangt. Als sie geendigt war, schlug Hr. F. weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die, unter diesem Himmelsstriche, oft den Sommer Tagen weit vorzuziehen sind, einen Spaziergang auf den Weidendam vor. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Mittags in einer bewohnten weitläufigen Stadt erblickte er eine große grüne Wiese, mit Weiden bekränzt, hoch und belaubt, wie sonst nur Ulmen und Linden zu seyn pflegen; *) dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig, zwischen beiderley Ansichten den silberreinen Spreestrom, von Schwämmen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen dieses reizenden Anblicks, er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe

*) Im Jahre 1773 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber die schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreiber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

selbe in tiefen Gedanken einher gieng, und anstatt auf seine entzückten Ausrufungen zu antworten, einmal tief seufzete.

„Was fehlt Ihnen? fragte ihn Sebaldus, Sie scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.“

„Ihre Geschichte, antwortete Hr. S. bringt mir das ganze finstere Gemälde der Intoleranz und der Priestergevalt lebhaft wieder zu Gemüthe. Ich bin selbst ein Opfer derselben gewesen. Ich habe erfahren, was es heiße, seine gesunde Vernunft unter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Diktirer gefangen zu nehmen; ich habe erfahren, welchen bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigennütigen Geistlichen darbieten, um ihre Absichten in der Stille auszuführen; ich habe erfahren wie bitter der Haß ist, den sie augenblicklich gegen jeden, den sie einer Abweichung zeihen können, erregen können, so lange das Volk in der Meinung unterhalten wird, daß solche Vorschriften unwiederruflich fest stehen bleiben müssen.“

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Hr. S. erzählte sie folgendermaßen:

„Ich war in meinen jüngern Jahren dritter Diakon an der Kirche einer Stadt eines kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, ich hatte Freunde.

Der Superintendent war ein ganz feiner Mann, der in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Mängel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu beyzutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter vier Augen, davon sprechen. Er freuete sich, daß ich selbst dächte. Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Hauptneigung dieses alten Mannes war die Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die Nomenclatur und Klassifikation derselben, welches nun freylich eben nicht meine Neigung war. Er wollte mich belohnen, indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese sammelten Insekten, Vögel, Steine, Versteinerungen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Liebhabern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der Superintendent die Theologie lieb, und keinen Insektenflügel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne erbauliche Nutzenanwendung ließ. Dieß war alles ganz

„ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langweilig war. Ich fieng also nach einiger Zeit an, seltener in die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so viel ich konnte, mit auf die Insektenjacht zu gehen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superintendenten; denn so freundschaftlich er war, hatte er doch den kleinen Fehler, daß er sich derer ganz bemächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er ordnete ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen, er erdachte für sie die Vergnügungen, die sie sich machen sollten, und er hatte für alles reiffe Gründe anzuführen, denen man nicht widersprechen durfte. Ich durfte mir also nicht merken lassen, daß Sammlereyen und Klassifikationstabellen, wie er sie liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, sonderlich wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß, keinesweges aber der Verstand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als eine väterliche Weisung, einprägte: „daß Spekulation den Geist nicht bessere, daß man, bey tiefsinnigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein Deist bleiben könne, daß hingegen durch Walpurgers Kosmotheologische Betrachtungen *) schon mancher Freygeist bekehret worden sey.“ Er

D 5

stichelte

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

,stichelte mit solchen Worten zugleich auf den Um-
 ,gang, den ich mit einem jungen Officier angefan-
 ,gen hatte, einem Jünglinge, der gute Gaben und
 ,gute Gesinnungen hatte, der, ob er gleich ein wack-
 ,rer Soldat war, gleichwohl die Wissenschaften liebte,
 ,und sich, gleich mir, gern mit philosophischen und
 ,moralischen Untersuchungen beschäftigte. Dieser Um-
 ,gang hatte auf keine Weise den Beyfall des Super-
 ,intendenten; denn weil er von der Würde des geist-
 ,lichen Standes einen sehr hohen Begriff hatte, so
 ,wollte er, daß ein Geistlicher nur mit Personen sei-
 ,nes eignen Standes, oder mit andern alten ernst-
 ,haften angesehenen Männern umgehen sollte. Er
 ,verlangte, jeder Schritt sollte verrathen, daß er zu
 ,den Lehrern des menschlichen Geschlechtes gehöre; er
 ,verlangte, daß er, mehr als alles, vermeiden sollte,
 ,sich auf irgend eine Art zu compromittiren; daß er
 ,sich beständig bedächtig anstellen, und sogar auf der
 ,Straße langsamer gehen sollte, als die Pagen. Ich war
 ,freymlich anderer Meinung. Ich bildete mir ein, es
 ,wäre sehr nützlich, wenn ein Geistlicher sich im Um-
 ,gange nicht auf Personen seines Standes einschränk-
 ,te, sondern auch öfters mit Weltleuten umginge;
 ,ich glaubte, er würde dadurch ein gewisses freies
 ,Wesen ablegen, das man von der Universität, und
 , aus

aus dem Kandidatenstande mitbringt; er würde, wenn er die mannichfaltigen Einsichten und Verdienste von Personen anderer Stände oft vor Augen hätte, sich den Lehrerten abgewöhnen, der bey verständigen Leuten den Prediger nie würdiger macht, oft aber wohl zur Zurückhaltung und zum Kaltsinn Anlaß giebt; er würde, wenn er sich der Sitten, Beschäftigungen, Vergnügungen, die andere Menschen haben, nicht schänte, weit eher ihr Zutrauen erhalten, er würde sie genauer kennen, und folglich auch ihren Gemüthszustand besser beurtheilen lernen, als wenn er bloß mit Leuten umginge, die mit ihm aus eben demselben Compendium der theologischen Moral raisonniren, in welchem nicht selten Dinge, als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die oft ein einziger Blick in die Natur des Menschen, und in den Lauf der Welt, widerlegt.

Dieß waren die Vortheile, die ich mir von der Freundschaft mit dem jungen Officier, und von den ausgesuchten Gesellschaften versprach, in die er mich zuweilen führte. Indessen brachte dieser mein weltlicher Umgang mir bey dem Superintendenten ungezweifelten Nachtheil. So wie ich den Zirkel überschritt, den er mir angewiesen hatte, ward er kälter und feyerlicher gegen mich, und, ohne daß



er sich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl merken, daß seine Zuneigung gegen mich abgenommen hatte.

Mein Unstern trieb mich endlich, ein Buch zu schreiben, worinn ich mich über gewisse dogmatische und moralische Materien, über die ich lange und reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß machte im Städtchen Aufsehen. Weder der Superintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebst ihren Vorfahren seit drey Generationen, hatten jemals ein Buch geschrieben. Man hielt mich also für naseweise, daß ich, als der jüngste Diakon, hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbst der Superintendent billigte diesen Schritt nicht, besonders war ihm die dreiste und freymüthige Art, mit der ich verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, sehr mißfällig.

Vergebens erinnerte ich ihn, daß dieses eben die Sätze wären, über deren Wichtigkeit wir oft in unsern Unterredungen übereingekommen waren, und die ich zum Theil oft aus seinem eignen Munde gehört hätte.

„Das war ganz etwas anders, versetzte er, etwas anderes: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier Augen untersuchen, aber man muß sie nicht öffentlich sagen. Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, hätten

„fein

„ten sich hierüber so positiv erklären sollen. Wir müß
 „sen uns dem Urtheile des gemeinen Hauses nicht bloß
 „stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten,
 „und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu seiner
 „Besserung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
 „Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ist's am be-
 „sten, daß er sie ganz verschweige, aufs höchste kann
 „er lateinisch darüber schreiben, für gelehrte Theolo-
 „gen, die davon so viel in die Welt können kommen
 „lassen, als sie nöthig finden.“

„Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
 „der große Haufen über gewisse Wahrheiten belehret
 „würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel deß-
 „halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
 „gelehrten davon schwiegen, weil sie den Weltleuten oft
 „aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
 „denkenden Köpfen, schon längst bekannt geworden wä-
 „ren, und wenn sie nicht näher beleuchtet und erör-
 „tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
 „thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
 „wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
 „heit nicht hätte ermangeln lassen, sondern verschie-
 „dene Gedanken verschwiegen hätte, die ich öffentlich
 „bekannt zu machen noch nicht für rathsam hielt.
 „Ich entdeckte ihm einige, sie gefielen ihm nicht, er
 „wollte

„wollte mich widerlegen, ich suchte mich zu vertheidigen, und was das schlimmste war, ich hatte Recht, und er ward hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an, that einen Wachtspruch, und brach das Gespräch ab.,

„Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur Einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und haßte er noch mehr, als den, der alles beym Alten ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch, um sich zugleich selbst desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen mehrern Muth, die schon längst den jungen gelehrten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.,

„Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlichster Unterhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders
auf

auf dem Beichtgelde. In der Zeit, da die Layen glaub-
 ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
 dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
 könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
 lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
 in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
 eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
 zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
 große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
 zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
 Ceremonie ausgäbe, und hat theils die Absolution
 viel seltener verlangt, theils viel karglicher bezahlt.
 Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
 so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
 ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
 aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
 von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nut-
 zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
 Art von Industrie genöthigt. Sie fiengen an in
 die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern noth-
 wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
 erkundigen, ihre Zwißigkeiten zu erforschen, damit
 sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
 dungen das Zutrauen der reichen Bürgerweiber zu
 gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß
 , der

der Pfarrer etivas fürs Geld that, bezahlten ihn auch reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zuckerkühe, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein ehrlieber Bürgersohn, der im geistlichen Stande nur ein gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Pächter oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte haben können, es schwerlich der Mühe werth finden, ein Prediger zu seyn. Meine Kollegen übten diese Künste in ihrem ganzen Umfange aus, und hatten auch vollkommen Muße dazu, weil sie weder durch Studien noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden, Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von meinen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.

Ich würde den Mangel, der mich drückte, den noch gern ertragen haben, weil ich mich, von Jugend auf, gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen. Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und verständigcs Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbindung mit derselben für die größte Glückseligkeit meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkommen, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um derselben willen wünschte ich eine Verbesserung meiner Umstände. Indessen war mit dem Verluste

, der

der Freundschaft des Superintendenten auch alle Hoffnung dazu, in meiner izeigen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht zu rathen geruht, wenn nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine eintägliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume verschafft hätte.

Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des Gnadenjahrs heurathete ich meine Braut, und träumte von weiter nichts, als von Glück und von Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein Wetter wider mich zusammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Gerüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteinsfeger in meiner Dörres lasen eine philosophische Abhandlung, die nicht für sie geschrieben war, und fanden Kezerey über Kezerey darin.

Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich meine ganze Gemeinde wider mich eingenommen, die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wunderthier an, und drängten sich vor mein Haus, um
 E den



den neu angekommenen Keker zu sehen. Zugleich erzählte ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem andern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß man, für die Stadt, noch eine besondere Formulam committendi habe, die von abgeschmackten Schuldistinktionen voll war, und daß man (weil mein Gegner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig gewesen war, als beym Pöbel,) derselben noch, wider die Kekerereyen, die man von mir besorgte, drey spitzfindige und verfängliche Klauseln einverleibt habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein Amt anträte.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettelstab, und meine Frau, die ich wie meine Seele liebte, die seit einigen Monathen schwanger war, fürzte ich in das äußerste Elend.

Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Verlegenheit, und ich suchte doch, aus Färtlichkeit, meinen traurigen Zustand meiner geliebten Gattinn zu verbessern.

verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit
 ,Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei-
 ,nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Länd-
 ,straße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte
 ,in demselben eine Zeitlang herum geirret, als mir
 ,unvernuthet ein hagerer blasser Mensch entgegen
 ,ließ, dem die Verzweiflung an der Stirn geschrieben
 ,war. Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ge-
 ,sicht, und foderte, mit einem schrecklichen Fluche, mein
 ,Geld oder mein Leben. Ich war erschrocken, und
 ,wehrlos. Ich gab ihm also meinen Beutel, der,
 ,von einigen Thalern kleiner Münze schwer, mehr
 ,werth schien, als er es war. Der Räuber sah ihn
 ,mit starren Augen an, und rief: „Mein! das ist
 „zu viel!“. Er band den Beutel auf, wollte etwas
 ,heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er
 ,warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie,
 ,hielt mir den Beutel vor, und schrie laut:

„Mein! ich kann nicht! Mein! lieber Herr! ich
 „bin kein Straßenräuber! ich bin ein unglücklicher
 „Vater. Geben Sie mir selbst nur so viel, daß meine
 „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute
 „Hungers sterben.“

„Ich rief voll Entsetzen: „Nimm, Freund! ich bin
 „arm, aber nicht so arm, als du!“. „Indem hörte ich



„in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten ihr. „Mann! was willst du machen!“, schrie sie, und sank halb todt zu meinen Füßen.

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen verschmachten sehen!“, rief er mit wildem Tone.

Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und was dieß alles bedeuten sollte?

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch Frau und Kinder ernähren. Ich fieng also an mit

„Nähe

„dafür, das derjenige, der das Gesetz machte, alle
 „möglichen Zeuge in Leinwand Tuch und Nusch ab-
 „theilte, und daß keiner daran dachte, daß es auch
 „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum,
 „hieß es, Euer Gesuch ist wider alle gute Policyen,
 „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht
 „dulden wollen, oder man wird Euch Ernst weisen. „
 „Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn
 „ich leben wollte, und so kamen des andern Tages
 „die Altmeister, schlugen meinen Stuhl auseinander,
 „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs
 „Rathhaus. — Ich schrie über Gewalt. Hat man
 „Euch nicht genug gewarnt? sagte der Rathsherr fro-
 „stig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers
 „sterben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer sagt
 „denn, sprach der Rathsherr mit weißer Miene, daß
 „Ihr nicht arbeiten sollt, Ihr sollt nur nicht solches
 „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden
 „wollen; es sind ja sonst Handwerke genug. — Aber,
 „lieber Herr! sagte ich, die werden auch zünftig seyn,
 „und werden mich nicht aufnehmen, und denn habe
 „ich einmal nichts anders gelernt, als Kottonade
 „zu weben. — Ich merke wohl, Ihr seyd widerspenstig;
 „seht zu, ob man Euch sonst wo dulden will, bey uns
 „werden wir Euretwegen die Gesetze nicht ändern: —
 „dieß war mein Abschied. „

„Ich

„Ich mußte also mit meiner Familie fort. Gestern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt an, wo man uns nicht einlassen wollte, weil wir keinen Paß hatten. Ich besaß keinen Heller mehr, wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegessen. Wir mußten in diesem Walde unter einem Baume bleiben, die Kinder schrien bis nach Mitternacht um Brodt. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges Schlummers, erwachte ich vor Sonnenaufgang; ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder, und dachte voll Entsetzen, daß sie alle in diesem Walde verschmachten müßten. Ich erblickte von fern einen einzelnen wohlgekleideten Menschen. Die Verzweiflung gab mir einen bösen Rath. — Ich stuzte einen Augenblick beym ersten Schritte, den ich that; aber der Anblick meiner schwächenden Kinder brachte mich aufs neue in Rut. — Und wenn er sich wehrt, und deiner mächtig wird? dachte ich. — Ey nun! so mag man mich gefangen nehmen, aber denn wird man doch meine Frau und Kinder im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte wie ein Unfünftiger auf Sie zu, aber Sie wehrten sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr, als ich für die ige Noth brauchte. Wars nicht abscheulich,



„schenklich, den Mann zu berauben, der mir gutwillig würde gegeben haben. — Ich bin in Ihren Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen, aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und Kinder.“

„Ich war äußerst gerührt. Ich ließ diesen unglücklichen Leuten, was imbeutel war, und eilte fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.“

„Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann leidet auch, weil die Vorfahren ein Symbolum für die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben soll, auf Tuch, Masch und Leinwand eingeschränkt haben! Und dieser übelverstandnen Formalie wegen sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er ist in Verzweiflung gerathen. Natürlich! das zahmste Thier wird wütend, wenn es seine Jungen darben siehet! — Und ich, der ich auch Vater bin, soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschreiben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle andern, die damit in Kollision kommen, weichen müssen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Könige und die Priester haben den Erdbreis unter sich getheilt, so das nichts mehr übrig ist. Auf dem Flecke,

„Flecke, auf dem ich athme, regiert jemand, wohin ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren. So wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne Regenten seyn, oder mir Regenten und Regierungsform nach meinem Gefallen einrichten kann, eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner besondern Religion, leben. Jede Religionspartey, die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich gezogen, habe ich nicht ihr Schibolet, so heißt noch Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber, wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die mich wieder ausstößt. Wohl denn! ich will bleiben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern kann.“

„Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unter- schrieb, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen und Weichte sitzen und Kranken trösten sahen, so wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir versöhnt, und wunderten sich selbst, wie sie mich für einen so garstigen Keger hätten halten können. Aber nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der Hand stillschwiegen, nur auf eine Gelegenheit lauer- ten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

E s

gab

gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Abhandlungen ohne meinen Namen, die ich in ein Wochenblatt einrücken ließ. Mein Superintendent entdeckte bald, daß weder die Rechtfertigung, noch die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, noch die Homöopathie, an der Stelle standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde vor eine meinerwegen niedergesetzte Kommission citirt. Man begegnete mir im voraus als einem teuflischen Keker, man verlangte Erklärung, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen Büchern, *quia*, beystiele, oder nicht? Ich vertheilte mich, und brachte die Kommissarien noch mehr in Harnisch; denn sie hatten einen bloßen Widerruf, und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Absetzung war unwiderruflich beschlossen, und ich hätte vielleicht mein Leben, als ein Uebelthäter, in einem Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge Officier, sich abermals meiner angenommen, und mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichsgrafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Grafen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechtes

, mit

mit unüberwindlicher Macht entgegensehen, daß allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut sprechen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Graf volljährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und danke Gott, daß ich in einer Lage bin, in der ich meine Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Ausdrücke auf Schrauben setzen darf.

„Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große Glückseligkeit, die man in Berlin genießt. Hier ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine Gedanken sagen darf, wo man niemand verletzert, wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem Maße herrschen.“

„Cy! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Meinung, sagte Hr. S. lächelnd. Freylich, wer, so wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der Meinung des Publikums abhängen darf, kann in Berlin denken und sagen, was er will; mit demjenigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es eine ganz andere Sache. Die Regierung begünstigt die Freyheit zu denken, besonders in Religionsachen; wir



wir haben auch einige sehr würdige Geisteslichen, die die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht völlig so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so wenig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt, geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen. Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie auswärts in einem ganz andern Rufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten, und wer weiß von was für andern mehr. Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions- sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden gehört, die man an andern Orten vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne öffentliche Abndung zu befürchten.

Nein! öffentliche Abndung hier freylich nicht. Unsere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen von Religions- sachen deshalb nicht bessert, wenn man sie einschränkt und ahndet, sondern ^{daß man} vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen Meinungen. Daher machen gute und schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel

viel Aufsehen, als an andern Orten. Hierdurch geschieht es, daß sich in Berlin, in dieser Absicht, die Menschen mehr so zeigen, wie sie sind. Sie können in Berlin vielleicht unter spekulativen Gelehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung für unnöthig halten, und unter lockern Weltleuten auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber Leute von solchen Grundsätzen werden sie unter Gelehrten und unter Weltleuten allenthalben, obgleich nur etwas verborgner, finden können, und in Berlin machen sie gewiß eine sehr geringe Anzahl aus. Wenigstens, wer solche Meinungen an sich merken läßt, wird weder hochgeschätzt noch geliebt werden. Der Berlinische Pöbel ist noch eben so beschaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nachdem er eine erbauliche Predigt wider die Freigeister gehört hatte, dem bekannten Edelmann die Fenster einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, sind auch unsere guten Berlinischen Bürger überhaupt zu nichts weniger, als zu so freyen Meinungen, geneigt. Ich wollte wohl Bürge für sie seyn, daß sie auch nicht einmal die geringste Heterodoxie verschlucken würden, sie müßten sie denn etwa, mit gutem Herzen, für Orthodoxie halten.

Das



„Das dächte ich doch nicht. Sie müssen neuere Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.“

„Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen andern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftsteller und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dogmatik abgehen, oder irgend worinn über die Schnur hauen sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite der Vernunft, als von der Seite der erhabten Einbildungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutschland hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir Inspirirte hatten, welche weißagten und Wunder thaten, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und ich, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich eher sagen, sie wären pietistisch als heterodox.“

„Pietist“

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums, das Predigen in Versen verboten ward.

„Pietistisch? rief Sebaldus aus; die Bürger von Berlin pietistisch!“,

„Ja! Ja! versetzte Herr S. pietistisch, oder orthodox von der pietistischen Seite; denn Sie wissen, es sind noch nicht funfzig Jahre, daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen und zwischen der pietistischen Orthodoxie geführt wurden, und zu der letztern hat sich ein großer Theil der Einwohner von Berlin schon damals und in der Folge geneigt: woher wäre sonst der große Beyfall entsanden, den den nebst Leuten, wie Spener und Schade, auch Fuhrmann, Schulz, Woltersdorf und andere nach einander gehabt haben.“

„Sie reden von vergangenen Zeiten, seitdem aber hat sich wohl in Berlin vieles gar sehr abgeändert.“

„In den Schriften, die herauskommen, ist die Veränderung geschwinder und allgemeiner, als in dem Gemüthern der Einwohner gewesen. Diese sind, in Absicht auf Religionsgesinnungen, noch beynahe eben das, was sie vor vierzig Jahren waren. Ich habe so gar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen nach den Gegenden der Stadt, wo sie wohnen, modificiren. In der alten guten Stadt Berlin findet man noch alte Gewohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die
Pfarr:

,Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai,
 ,am Mollenmarkt, und in der Stralauer Straße
 ,bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
 ,reine Orthodorie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
 ,noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiederge-
 ,burt können disputiren hören; desgleichen haben die
 ,Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
 ,städten noch alle löbliche Anlage auf einen Keßer
 ,mit Fäusten loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
 ,gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
 ,Freigeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
 ,es auch, wo der Probst Reinbeck, im Sanden-
 ,schen Buchladen auf der Schlossfreyheit, seine Be-
 ,trachtungen über die Augspurgische Konfess-
 ,sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
 ,und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
 ,Vernunft, für die Orthodorie, aufgeworfen hatten,
 ,ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
 ,tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
 ,auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
 ,ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichern
 ,Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
 ,und man wird die Neigung für die Orthodorie viel
 ,stärker finden, ja ich vermuthet, daß sie bey den Ger-
 ,bern, Pergamentmachern und Seifensiedern in
 ,Zenz

Neukölln bis zum Eifer steige. In den dumpfigen Gassen des Werders wohnen die Separatisten, welche Gott einsam dienen; in den höher gelegenen die stillen Sichtseltener, *) die ruhige Beschaulichkeit lieben, und unerkannt wohlthun. Um die Gegend der Hospitalkirche zu St. Gertraud fangen die Herrnhuter an sich zu zeigen, und so wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichsstadt anfangen, so fangen auch die Religionsgesinnungen der Einwohner an, lustiger und geistiger zu werden. Pietisten, die in Gefühlen und innigen Empfindungen ihre Religion suchen, und Schwärmer von allen Gattungen, finden sich hier, und der innere Trieb der Raschmacher und Wollschlämmen bricht hier oft in Erbauungsstunden und Weisagungen aus. Die Dorotheenstadt wird zum Theil von kezerischen Reformirten und Franzosen bewohnt. Aber in allen Gegenden der Stadt ist eine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft in Gesellschaften angetroffen habe, denen man es anmerkt,

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich sehr rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen, (zuweilen vom einigen tausend Thalern,) die sie giebt, und zwar meistens theils so unbekannter weise, daß man die Geber nur vermuthen kann.

anmerkt, daß sie niemals weder Orthodorie noch Heterodorie untersucht haben, bey denen es hingegen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll, wie es war. Es giebt unter ihnen so gar delirante Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauenzimmer tändeln, und doch die Nase rümpfen können, wenn sich die geringste Kezerey spüren läßt.

Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebalbus; denn wenn solcher Leute in Berlin viele sind, so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwürdig vor, daß hier die Erleuchtung und die Freiheit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß diejenigen, die aus Trägheit und Nachlässigkeit die Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und Nachlässigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthümer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht untersuchen mag.

In diesen Gesinnungen werden viele Einwohner Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und vielleicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee geräthen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren andern Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in diesem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn,“ sagte der Kandidat, „warum die Freydenkerei so sehr in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und Wohlust gehen in andern großen Städten auch im Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffentliche Freydenker.“

„Freylieh,“ versetzte der Prediger, „unsere schönen heterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Gelichters Wortwechsel zu führen. Man muß ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schuldig sind.“

„Das ist wahr. Nur ist's zu beklagen, daß diese Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht haben.“

„Daran sind wieder die neumodischen Theologen schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit man die Layen im Zaum halten muß. Sie schwatzen immer viel vom Tugzen des Predigtamts, und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an. (Hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute), die der Staat verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher

licher Weise, die Religion mehr geschätzt werden.
Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit haben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen.

Es ist wahr, sagte der Kandidat, indem er den Kopf schüttelte, es scheint mir auch fast, daß die Protestanten, in der Absicht eine päpstliche Hierarchie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen.

O! ein wenig Papstthum wäre uns sehr nöthig, oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeith und Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther und Melancthon nicht vergeben, daß sie die Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Christenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Achtung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen, wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Freigeister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Hamburg,



burg, oder einem Präpositus in Mecklenburg, oder einem Superintendenten in Sachsen, oder einer theologischen Fakultät in Greifswalde und in Göttingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein kurzer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen, Berlinischen Predigern können sie bald fertig werden; wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben, da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen den Daumen aufs Auge drücken sollten.

„Ach! rief der Kandidat mit einem Seufzer aus, seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewidmet habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht mehr so recht angehen will. Man muß man schon aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zweifel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Widerlegungen und Beweise gefaßt machen. —

„Damit, fiel ihm der Prediger ins Wort, werden Sie nicht weit kommen. Die Lagen müssen glauben, was ihnen an Gottes Statt gesagt wird, und ihre Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen! Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rechte, das man annehmen muß, wenn man es auch nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückführen

ren kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es nochmals, dem Layen muß und soll man nicht erklären und herweisen, sondern er muß glauben. Es kommt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keinesweges, wie unsre trefflichen Lehrer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen zugestehen.

Herr S. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebalus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: Und unsern neumodischen Theologen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in mancherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —



Sebalduſ ſiel ihm ſchnell in die Rede: „Und wenn ſie denn nun inkonſequent wären? Wer einzelne Vorurtheile beſtreitet, aber viele andere damit verbunden nicht beſtreiten kann oder darf, kann, ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner Einſicht unbeſchadet, inkonſequent ſeyn oder ſcheinen. Die Verbeſſerer der Religion mögen immerhin ein zerriffenes Buch ſeyn, daß weder Titel noch Register hat, und in welchem hin und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhandenen Blättern ſtehen nöthige, nützliche, vortreffliche Sachen, und ich will dieſe Blätter, ohne Zusammenhang, lieber haben, als Meenens Beweis der Ewigkeit der Hölleſtrafen, und wenn dieſes Buch noch ſo komplet wäre.“

Der Prediger ſchaute, mit ſtarrerem Blicke, und verlängertem Angeſichte, dem Sebalduſ gerade ins Geſicht, zog ſeinen Hut langſam ab, und ſagte, indem er ſich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nachdruck und Würde:

„Sie ſind alſo, wie ich merke, ein Gönner der neuern heterodoxen Theologen. Sie werden vermuthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals unüberlegt. Sagen Sie mir alſo doch, was für ein
„Chris

„Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben.“

„Ey nun! versetzte Sebaldu, es könnte wohl ein sehr christliches Christenthum werden.“ —

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der wahre Namen!“,

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche Geschlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich.“

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber, setzte er mit einer weisen Miene hinzu, sind sie feichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, auf dem halben Wege stehen bleiben.“

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ist's, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der

„nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiß bahnet, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, die Falschheit die vor den Füßen liegt, für Wahrheit ausgiebt.“

„Also, rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, wollen Sie erst neue Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die synodischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuthlich Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbstdenker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theologen zu lesen geben, denn die werden Ihnen wohl gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst erledert, alle Zweifel längst bestimmt, und alle die neuen Meinungen, auf die sich die neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in der ... Straße.“

Hiermit

Hiermit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern starrten gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebaldis: „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß man auf diese Art in Berlin von den symbolischen Büchern reden würde. Ein unbetrüglicher Wegweiser! Ich dachte, kein vernünftiger Mensch würde blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweyhundert Jahren gesetzt worden, er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg seyn geändert worden. Wenn man diese Träglosigkeit überlegt, so muß man sich sehr wundern, daß die Menschen so großes Verlangen bezeigen, sich nach Lehrformeln, Synodalschlüssen und symbolischen Büchern zu richten.“

„Die Menschen ein Verlangen? rief Herr S. aus. — Dieß glaube ich eben so wenig, als daß die Menschen ein Verlangen haben, sich bey der Nase herumführen zu lassen. Aber diejenigen, welche die Menschen beherrschen wollen, brauchen Nasen, dar-

an sie dieselben herumsführen können, und dazu sind die wächsernen Nasen am besten. Glauben Sie denn, daß der Mann, der eben izt so viel von symbolischen Büchern redete, ihnen eben so strenge anhängt, als er verlangt, daß ihnen andere anhangen sollen?

Dieß muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil ich den Mann nicht genau genug kenne.

Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich kenne aber nicht wenig Geistliche von hohem Sinne, die vielleicht sehr leicht Heterodoxen geworden wären, wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche Aemter zu erlangen gewesen wären. Wenn sie aber sehen, daß andere schon mit besserem Erfolge durch Heterodoxien Ruhm erworben haben, wenn sie fühlen, daß sie schwerlich Geschicklichkeit und Muth genug haben, möchten, noch wichtigere Neuerungen zu wagen, so rathet ihnen davor, Heterodoxen vom zweyten oder dritten Range zu seyn, und sie ergreifen die viel bequemere und sichrere Parthey, sie stellen sich an die Spitze der Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Provinz, und wenden eben die Lebhaftigkeit des Geistes, mit der sie Ketzereyen hätten anstiften können, an, um sich Ketzereyen zu widersetzen. Sich auf die ältern Theologen und auf die symbolischen Bücher, bloß
als

, als auf unwidersprechliche Grundgesetze, zu berufen,
 , ist schon eine so alte politische Maxime solcher Leute,
 , daß sie bereits abgenutzt ist, und daß die Klügern
 , unter ihnen schon auf ganz andere Mittel denken,
 , um den Rahm, den sie durch neue Heterodoxien nicht
 , zu erhalten wußten, durch eine neue Orthodoxie von
 , ihrer eignen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn
 , diese Herren auch vorgeben, daß sie noch so alt-or-
 , thodox wären, so ist doch gemeiniglich die Art, wie
 , sie orthodox seyn wollen, sehr neu. ,

„Dies kann wohl nicht anders seyn, erwiederte
 , Sebalbus, denn je mehr ich den Gang, den der
 , menschliche Verstand in seiner Entwicklung von je
 , her genommen hat, bedenke, desto unmöglicher
 , scheint es mir, daß alles so bleiben sollte, wie es
 , vor zweyhundert Jahren gewesen ist, und desto un-
 , gereimter scheint es mir, daß man, durch Vorschrif-
 , ten von irgend einer Art, die Veränderungen der
 , Meinungen und ihren Fortgang hindern will. Die
 , symbolischen Bücher sind für die Zeit und unter
 , den Umständen, unter denen sie gemacht worden
 , sind, sehr gut. Aber wenn wir denselben beständig
 , anhangen wollten, so befürchte ich, da sich seitdem
 , Regierungsform, Wissenschaften und Sitten ganz-
 , lich geändert haben, wir würden endlich eine Theo-
 , logie

„logie bekommen, die sich für die Zeit, in der wir leben, auf keine Weise schicken würde.“

„Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen, die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts zur unveränderlichen Form des Glaubens annehmen, so handeln sie gerade eben so klug, als wenn unsere Schneider die steifen Kragen, kurzen Mäntel, und weiten mit Pelz bebrämten Röcke eben dieses Jahrhunderts zur unveränderlichen Form der Kleidertracht hätten festsetzen wollen. Die Erfahrung lehret uns, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Es geht daher auch den symbolischen Büchern eben so, wie der Kleidung der Geistlichen. Als die symbolischen Bücher gemacht wurden, enthielten sie bloß die allgemein angenommenen Meinungen aller Glieder der Lutherischen Kirche, so wie die Kleidung der Geistlichen, dem Schnitte nach, die Kleidung aller gelehrten Leute, und die schwarze Farbe, die Farbe eines Niedermanns war, wenn er feyerlich erschien. Als die Kleidermoden sich änderten, so blieben die Geistlichen in derselben immer wohl vierzig oder fünfzig Jahre zurück, so wie es ihnen noch oft in der Litteratur und Philosophie geht. Endlich änderte sich die Welt so sehr, daß der Schnitt des

des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das Symbolum eines besondern Standes blieb. Und dennoch befürchte ich, es gehe, noch in einer andern Absicht, der Konformität mit den symbolischen Dingen, wie den Ärmeln und den Mänteln der Geistlichen. Obgleich jene immer Orthodoxie heißt, und diese immer schwarz bleiben, so haben sie beide doch, sonderlich seit fünfzig Jahren, so viel kleine, aber wesentliche Veränderungen erlitten, daß im Grunde, ein guter alter orthodoxer Dorfpastor, der, seit Buddes Zeiten, an keine Veränderungen weis, der in der Gelehrsamkeit noch in Hochschöpfen und Perücken gedacht hat, von einem jungen orthodoxen Diakon ißiger Zeit, der vier Jahre lang in adelichen Häusern Hofmeister gewesen ist, aller Konformität unerachtet, eben so stark in der Kleidertracht, als in der Glaubenslehre verschieden ist.

Sebalbus sagte lächelnd, es dünckt mich doch fast, die Dogmatik habe seit meiner Jugend mehrere Veränderungen erlitten, als die Kleidertracht. Ich dachte die Geistlichen giengen noch eben so, wie vor vierzig Jahren, in Röcken, und in Krägen und Mänteln. Ich dachte nicht. Sie haben nur auf jene Veränderung mehr acht gegeben, als auf diese. Sie ist

ist eben so merklich. Ja sogar, oft ist sie aus Begierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unterscheiden, entstanden, und dann ward sie ein Stück der Kirchengeschichte.,

Sie scherzen. Wie kann die Glaubenslehre auf die Kleidertracht einen Einfluß haben! Außerdem, sieht ja, in der ganzen protestantischen Kirche, eine Priesterkleidung der andern ähnlich.,

Keinesweges! Der steife Wolfenkragen in Hamburg, Braunschweig, Breslau, Leipzig, und das feine Ueberschlägeln anderer Länder, die enge Summarie in Mecklenburg und Holstein, der weite Priesterrock in Sachsen und Anhalt, der Mantel in Brandenburg, das sammtne Kalottchen, das der Danziger Prediger auf seine Perücke nähert, sind alles wesentliche Unterschiede, die, so wie alle Dinge in der Welt, ihren zureichenden Grund, (determinirenden Grund, dachte Gebalbus heimlich bey sich) und vielleicht oft zunächst in der Lehre haben. Hier habe ich eben eine ungedruckte Handschrift: Historische Versuche über Berlin betitelt, in der Tasche, die mir ein Freund mitgetheilt hat. Ich will Ihnen daraus etwas wenig von der Geschichte der Hüte und Mäntel der Berlinischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht, merken,

„merken Sie daraus, daß die Eingeweihten aller Orden Zeichen haben, die den Augen der Profanen entgehen.“

„Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr F. las, wie folget: *Philipp Jacob Spener*“

„Philipp Jacob Spener, ein gutmüthiger redlicher Mann, der, in einem Zeitalter voll theologisches Stozes, und theologischer Zänkeren, bescheiden und friedliebend war, der, vorzüglich vor allen dogmatischen Spitzfindigkeiten, die er gern vermeiden hätte, und nach dem Genius seines Zeitalters nicht vermeiden konnte, die Rechtschaffenheit und die Lauterkeit des Herzens einschärste, beß sich nicht in seiner Kleidung etwas sonderliches zu haben. Sein ehrwürdiges Haupt,*) um das seine silberweißen Haare in natürlichen Locken hinabhiengen, wärmte ein kleines Kalottchen, und sein weites, gefalteter Mantel (die damals gewöhnliche Tracht der Gelehrten, die noch bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin trugen,) hing, als eine brauchbare Bedeckung, ungekünstelt über die Schultern und Arme herab. Bald nach seiner Zeit, ward ein Theil der Berlinischen Geistlichkeit nach dem modischen Puz der Spanischen Perücken**) lüftern, die sie so oft auf den Häuptern der Geheimenräthe und der Edelknaben, an dem prunk-

*) Fig. 1.

**) Fig. 2.

„vollen Hofe unsers guten Königs Friedrichs I. ge-
 „hen hatten. Selbst die Pietistischen Prediger mochten
 „diese so oft abgekanzelte, und, nebst den Fontangen der
 „Frauenzimmer, vom Einblasen des leidigen Teu-
 „fels hergeleitete Kopfsierde, so bald sie die Welt-
 „leute mit dem Regierungsantritte König Frie-
 „drich Wilhelms ablegten, ferner nicht verschmä-
 „hen. Vermuthlich ihrer Gravität wegen; denn sie
 „fiengen nunmehr, gleich den Leuten, die ihre
 „Denkzettel breit und die Säume an ihren Klei-
 „dern groß machten, *) an, in ihrer Kleidung sich
 „geflissentlich von andern Menschen zu unterschei-
 „den. **) Sie machten an ihren Kragen einen breiten
 „Saum. Ein breiter nur zweymal aufgestukter
 „Schiffhut beschattete vorn und hinten ihr Haupt,
 „und in den Mantel wickelten sie den Unterleib der-
 „maßen ein, daß, bey dem wenigen Raume, den die
 „Füße übrig behielten, derjenige unter ihnen, der
 „von Natur nicht bedächtig war, einen bedächtigen
 „Gang annehmen mußte. Da unsere ganze Lutheri-
 „sche Geistlichkeit um diese Zeit anfieng, sich von
 „der Hamburgischen Orthodorie der polsternden
 „Mayer und Zeumeister, ab, und zum sanftern Pie-
 „tismus zu neigen, so ward dieser eben beschriebene
 „Anzug

*) Matth. XXIII. 5;

**) Fig. 1.

„Anzug sehr bald das Merkzeichen eines jeden Luthere-
 „rischen Pfarrers. Denn die Reformirten, denn
 „Hofe näher, wollten sich nicht so sehr von der ge-
 „wöhnlichen Kleidung abwenden. Sie bestellten den
 „gewöhnlichen dreyimal aufgestützten Hut bey, und
 „den Mantel, *) dessen viele pedantische Falten sie
 „unmerklich vermindert hatten, schlugen sie von den
 „Schultern zurück, und hoben ihn im Gehen mit der
 „linken Hand zierlich auf, so daß sie mit mehrern
 „Anstände fortschreiten konnten. Nach einiger Zeit
 „fiengen sie an, den Mantel **), den sie mit der linken
 „Hand empor gehalten hatten, zu mehrerer Bequem-
 „lichkeit ganz auf den linken Arm zu legen. Unter
 „den Lutheranern, welche schon längst den schmalern
 „Mantel, und die freyern Füße der Reformirten
 „mit heimlichem Neide mochten angesehen haben,
 „wagte es zuerst ein Mann, in großen Dingen klein,
 „und in kleinen Dingen groß, den Mantel ***) um
 „den Leib zu schlagen, und mit freyen Füßen einher zu
 „treten, worinn er bald viele Nachahmer bekam. Es
 „wäre zu weitläufig zu erzählen, welche Widersprü-
 „che jede von diesen Veränderungen habe leiden
 „müssen, wie oft man aus der veränderten Art den
 „Mantel zu tragen, auf eine Aenderung in der Lehre
 „geschlossen

B 2

*) Fig. 3.

**) Fig. 4.

***) Fig. 5.

„geschlossen habe, und wie oft eine Neuerung in der
 „Lehre unbemerkt durchgegangen sey, weil der Neuer-
 „ling den Mantel noch nach der alten Art trug.
 „Genug, die alte symbolische Reinigkeit des Man-
 „teltragens bekam noch einen grössern Fleck, da
 „einige Kryptokalvinisten anfiengen, den Man-
 „tel, nach Art der Reformirten, auf den Arm zu le-
 „gen, ob sie ihn gleich, weil sie sich denselben nicht
 „ganz gleich stellen durften,*) auf dem rechten Arme
 „trugen. In kurzem wurde dieser so kleine Unter-
 „schied der Konfessionen auch nicht mehr beobachtet.
 „Die Mäntel wurden rechts oder links getragen,
 „ohne einzige Regel, wie es jedem einfiel. Und nun
 „konnte man einen Lutherischen Prediger von einem
 „reformirten desto weniger auf der Strasse unter-
 „scheiden, da eben zu der Zeit einige Lutherische Geist-
 „lichen sich unterfiengen, den ehrbaren Schiffhut, der
 „bisher immer noch das Schiboleth eines Berl-
 „nischen Lutherischen Geistlichen gewesen war,
 „mit dem dreyeckigten Hute zu vertauschen, den alle Ein-
 „wohner Berlins, und unter ihnen auch die refor-
 „mirten Geistlichen, trugen. So vielem Wider-
 „spruche auch dieses Unternehmen anfangs aus-
 „gesetzt war, so setzte es sich doch durch.

*) Fig. 6.

„gesetzt war, *) so gieng es doch ohne weitere Ab-
 „dung durch. Denn nunmehr war die Zeit gekom-
 „men, da die Unordnung und Lausigkeit in der Lehre,
 „die sich schon lange in die Herzen eingeschlichen hatte,
 „auch an den Kleidern sichtbar werden sollte. Vor-
 „zeiten hatten sich die Lutherischen und Refor-
 „mirten, so viel wie möglich, von einander abgeson-
 „dert, auch wohl, eine Folge des Eifers für eines je-
 „den Symbolum, weidlich mit einander geha-
 „dert, nicht weniger, eine Folge des Haders, ein-
 „ander herzlich gehasset; nunmehr aber, da sich
 „ihre Geistlichen auch nicht einmal mehr, der Klei-
 „dung nach von einander unterschieden, war fast
 „gar die Frage nicht mehr, ob jemand Lutherisch
 „oder reformirt sey. Diese Indifferentisterei hatte
 „aber auch andere schädliche Folgen. Denn die geist-
 „lich Kleidung verlor einen großen Theil ihrer
 „Wirkung. § 3 „Sym-

*) Unter andern fanden in einer gewissen Kirche, in welcher
 wechselseitig Lutherisch und reformirt gepredigt ward,
 beide Gemeinden Urfach, sich über diese Nennung zu be-
 klagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der
 Prediger, ehe er in die Sakristei trat, außen, neben der
 Thür derselben, seinen Hut aufhieng, woraus die Zuhö-
 rer gleich abnehmen konnten, an welcher Konfession die
 Reihe sey. Nachdem aber der Hut seine symbolische
 Kraft verloren hatte, so konnten die irregemachten
 Kirchlieder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen un-
 terschieden, ob die Predigt, die sie hörten, Lutherisch oder
 reformirt sey.

„symbolischen Deutung, und zugleich einen gro-
 „ßen Theil ihrer Gravität. In der allgemeinen
 „Sorglosigkeit gegen alle bestimmten äußerlichen Zei-
 „chen, wurden die Mäntel immer schmäler, leichter
 „und kürzer,*^{*)} und hiengen als eine zwecklose Verzier-
 „ung den Rücken herunter; die Perücken, die sonst in
 „gravitatischer Pierde den Rücken herab wallten,
 „oder auf den Schultern in sanften Seitenlocken ru-
 „heten, gewannen täglich ein weltlicheres Ansehen,
 „hoben sich in Taubenflügeln und gestreckten Lo-
 „cken in die Höhe, und endlich trugen Prediger kein
 „Bedenken, ohne alle Amtskleidung,**^{*)} in blauen,
 „grauen und braunen Röcken auf der Straße und in
 „Gesellschaften zu erscheinen, und sich keiner gleich-
 „gültigen Handlung zu entziehen, die ein jeder an-
 „derer unbescholtener Bürger auch verrichten darf.“

„Und nun fragte Herr S. lächelnd: Was sagen Sie
 „zu diesen Veränderungen der Kleidertracht, die doch
 „offenbar mit gewissen Veränderungen in den Sitten-
 „begriffen Schritt gehalten haben?“

„Ich sage, antwortete Sebalbus sehr ernsthaft,
 „daß sie nur merkwürdig werden, wenn sie merkwür-
 „dige Folgen haben, und die haben sie nur, wenn
 „man sie für merkwürdig hält. Macht man ein un-
 „wichtiges

^{)} Fig. 7.**^{*)} Fig. 8.

, wichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Rockfärmel,
 , oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen
 , Veränderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar Auf-
 , ruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. Eben des-
 , halb sollte man, meines Erachtens, in Dingen, die
 , von der Meinung der Menschen abhängen, nicht all-
 , zuviel bestimmen und durch Zeichen festsetzen wol-
 , len, weil dadurch Nebendingen mehr Werth beyge-
 , legt wird, als sie eigenthümlich haben. Das Ver-
 , zeichnete ist wesentlich, das Zeichen willkürlich.
 , Hat ein ieziger Geistlicher Speners edelmüthige
 , Gesinnungen, so wird er einem weisen Manne eben
 , so werth seyn, er mag sich schwarz oder grün kleiden,
 , und jeder ehrliche Mann, der rechtschaffen handelt,
 , und so viel er kann, tugendhafte Thaten thut, ver-
 , dient verehrt zu werden, er mag seine Gedanken vor
 , sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein
 , Symbolum heften wollen. Wenn mich nicht alles,
 , was ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne,
 , trägt, so muß ich glauben, Gott selbst werde uns
 , nach unsern Gesinnungen, und nicht nach unsern
 , Spekulationen richten; er werde jedem gnädig seyn,
 , der so viel gutes thut, als er in der Lage, in der er
 , sich befindet, thun kann, und werde keinen verdam-
 , men, weil er symbolische Bücher, die irgend eine

Partey, die einmal auf einem Winkel der Erde, eine Zeitlang mächtig war, zur Nichteinwirkung festgesetzt hat, entweder nicht verstehen oder nicht billigen konnte.

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und setzten es fort, bis sie vor das Haus kamen, wo ihr beiderseitiger Freund, der Major, wohnte, dem sie diesen Abend einen Besuch zugedacht hatten. In dem sie eben ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem großen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebal- dus Freund, von zwey Bedienten mit Gewalt die Treppe hinunter geworfen ward, denen der Pletist, mit welchem Sebal- dus nach Berlin gekommen war, eiligst folgte, und mit weggewandtem Angesichte, die Hände über das Haupt zusammenschlagend, sich durch die Hausthür auf die Straße drängte. Herr F. und Sebal- dus stießen die Bedienten zurück, die den wehrlosen und todtensblaffen Schulmeister noch übler behandeln wollten, und der Major, der im Erdgeschoße wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine Thür geöffnet hatte, nahm ihn in seinen Schutz, und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn in einen Arm- stuhl sich niedersehen ließ. Nach:

Nachdem der Schulmeister wieder etwas Athem zu schöpfen anfieng, war die allgemeine Frage: was die Ursache des Kärms gewesen sey, und was er mit dem im ersten Stockwerke wohnenden Edelmann, dessen Bedienten ihm so hart begegnet, zu thun gehabt habe.

Der Schulmeister antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichsten Ausrufungen: Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! ich bin ohne Rettung verloren!

Sebaldus suchte ihn durch alle möglichen Gründe wieder zur Fassung zu bringen, der Major bot ihm seinen Arm, Herr S. seine Börse und alle sonst nur mögliche Hülfe an.

Vergebens! er wiederholte seine trostlosen Ausrufungen, mit den Geberden eines Verzweifelten begleitet, bedeckte dazwischen einmal über das andere sein Angesicht mit seinen beiden Händen, und weinte bitterlich.

Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, folgendes erzählen konnte.

Sie wissen es, sagte er, in dem er sich zum Sebaldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand drückte, wie ruhig und wie glücklich ich war. Obgleich



gleich arm, hatte ich doch mein Auskommen. Ich arbeitete, nebst meiner Frau, fleißig; und meine Tochter — o mein einziges Kind! Sie war nie ihren Aeltern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie den geringsten Verdruß gemacht, sie übertraf uns an Fleiß, sie machte uns mit ihrer künstlichen Arbeit Vergnügen; wenn wir Aeltern nur gerade die Noth, durft erwerben konnten, so verschaffte uns ihr Fleiß zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein Augapfel, ich war mehr als glücklich, als der heuchlerische Bösewicht, den sie haben aus der Thüre rennen sehen, meine ganze Glückseligkeit, die ich auf Erden habe, zerstörte. Er setzte sich in der St. Gertraudskirche oft neben mir, wo er auch wohl zuerst meine Tochter mag gesehen haben. Er suchte meine Bekanntschaft, indem er zwey arme Knaben in meine Schule brachte, für die, wie er sagte, gottselige Leute das Schulgeld bezahlen wollten. Er sah und lobte meiner Tochter Arbeit, er brachte in kurzem einen Menschen mit, der seine ausgenähte Arbeit bestellte, und reichlich bezahlte. Dieß war, wie ich hernach erfahren habe, der Kammerdiener des wollüstigen, Müßiggängers, der in diesem Hause wohnt, ein undeutscher Kerl, ohne Redlichkeit, ohne Menschengefühl, den das Wimmern der zu Grunde gerichteten

ten Unschuld so wenig rührt, als den Schlächter das
 ,Blößen des Lammes, dem er die Kehle abschneiden
 ,will. Mit diesem hat der schändliche Unterhändler
 ,vermuthlich den abscheulichen Entwurf ins Meine ge-
 ,bracht, mich und mein Kind ins Unglück zu stürzen.
 ,Er führte meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mut-
 ,ter, zu seiner Wohnung, wie er sagte, einer Matrone,
 ,die ausgenährte Arbeit versfertigte, und versfertigen
 ,ließ. Sie schien mit meiner Tochter Arbeit zufried-
 ,den, zeigte ihr aber noch feinere, und gab ihr zu
 ,verstehen, daß sie dergleichen von ihr wolle versfertie-
 ,gen lassen, daß sie ihr mehrere Vortheile dabey zei-
 ,gen wolle, nur müsse sie unter ihren Augen arbei-
 ,ten. Mein Kind freute sich, mehr lernen zu könn-
 ,en, und wir fanden kein Bedenken, sie in das
 ,Haus einer Matrone zu schicken, bey der alles ein-
 ,frommes und verständiges Ansehen hatte. Sie gieng
 ,einige Monathe lang täglich in dieß Haus. Sie nahm
 ,an Geschicklichkeit zu, und wir glaubten, diese Be-
 ,kauntenschaft wäre ein Glück für unser Kind. Ach,
 ,leider! wir wußten nicht, daß sie schon unwieder-
 ,bringlich unglücklich war. In den ersten Tagen
 ,ihres Aufenthalts in diesem Hause, war der junge
 ,Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu bestel-
 ,len, dahin gekommen, er hatte meine Tochter gese-
 ,hen,



hen, und ihre Arbeit gleichkältig gelobt. In kurzem ward er zudringender, die Wirthinn ließ ihn mit mel-
ner Tochter gesittentlich allein, oder ward von
ihrem Vetter zu andern Geschäften gerufen. Nun
wandte er alle verführerischen Künste an, um ein jun-
ges Herz zu gewinnen, daß noch nicht gelernt hatte,
sich gegen betrügerische Anlockungen zur Wehre zu
stellen. Das süße Gift der Schmeicheley beethört
wohl oft einen weisen gesetzten Mann, wie sollte ihm
ein junges unerfahrenes Mädchen widerstehen kön-
nen, das noch keinen hinterlistigen Menschen ge-
hen hatte, das jedes Herz für so ehrlich hielt, als
ihr eigenes. Kurz, ihr ward ihre Unschuld geraubt.
Die Folgen davon ließen sich bald spüren. Sie
ward kränzlich, und das schreckliche Geheimniß konnte
ihrer Mutter ferner nicht verborgen bleiben. Wir
waren wie vom Blitze gerührt, aber Klagen und
Verwünschungen waren zu spät, wir mußten nur
unser armes Kind zu retten suchen, das in Kummer
über ihren Fehltritt, den sie nun erst in seiner wahr-
ren Gestalt sah, sich das Leben abhärmt. Auf der
andern Seite wollte der Verführer auch nicht eher
von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt wäre. Er
sandte täglich Botschaften und Briefe, die nicht an-
genommen wurden. Der Kammerdiener schlich sich
einige

,einigemal ins Haus, wo ich ihn unsanft abwieß. End-
 ,lich meldete sich heute der Unterhändler, der sich seit
 ,langer Zeit nicht hatte sehen lassen. Er betauerte,
 ,mit gleisnerischem Wortgepränge, den Unfall, den
 ,ich hätte erfahren müssen, und, nach vielen Um-
 ,schweifen, kam er endlich auf seinen Antrag, nehme
 ,lich, daß ich mit dem Herrn selbst sprechen möchte,
 ,weil er mir Vorschläge thun wolte, die so vernünf-
 ,tig und billig wären, daß dadurch ein großer Theil
 ,des geschehenen Schadens könne ersetzt werden. So
 ,groß auch mein Widerwillen war, dem Versführer
 ,meiner Tochter ohne Verwünschung in die Augen zu
 ,sehen, so gieng ich doch mit dem dienstwilligen Un-
 ,terhändler hin. Was meinen Sie, daß der vernünftige
 ,und billige Vorschlag war? (Hier drang ein Strom
 ,von Thränen aus seinen Augen:) Meine Tochter
 ,sollte Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre
 ,werden, und ihr Vater sollte einen schimpflichen mo-
 ,nathlichen Gehalt haben, um die Frucht des uner-
 ,laubten Umgangs zu erziehen. Hier konnte ich mich
 ,nicht mäßigen, ich stieß aus, was der Unwillen
 ,einem ehrlichen, obwohl armen Vater eingeben kann,
 ,dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen darf, der
 ,Kuppler seiner eignen Tochter zu werden. Der Kam-
 ,merdiener, der während der ganzen Unterhandlung
 ,eben

eben so viel gesprochen hatte, als der Herr selbst, fand es sehr lächerlich, daß ich mich einem Arangemene widersetzen wollte; daß der gnädige Herr der petite, solle ja weiter nichts übel's thun wollte, u. d. gl. Ich ließ meinen ganzen Unmuth aus, und wollte unverzüglich zur Thür hinaus, als der Unterhändler ins Mittel trat. Er versicherte, daß er den ersten Vorschlag selbst nicht billige, weil dadurch den Schwachen manches Aergerniß gegeben werden könnte; er erklärte also, daß der Kammerdiener meine Tochter heurathen, und das Kind als sein eigenes aufnehmen sollte, dagegen werde ihn der gnädige Herr zum Haushofmeister machen, so bald er sich mit seinen Gläubigern völlig gesetzt habe, und wieder zum Genuß seiner Güter gekommen sey. Nein! länger konnte ich mich nicht halten. Eben so gern würde ich meine Tochter dem Bittel gegeben haben, der diesen Buben hätte brandmarken sollen, welcher das vornehmste Werkzeug der Verführung meiner Tochter gewesen war. Ich sagte nunmehr dem Herrn gerade heraus, daß ich sein Bubenstück auf keine Weise durch meinen Beytritt billigen wollte, daß ich die wenige Gerechtigkeit, die mir der Richter wiederfahren lassen könnte, aus allen Kräften suchen würde, und daß er mit meinem Willen meine Tochter nie wieder sollte zu Gesicht

sicht bekommen. Er kam darüber in die größte Wut, und befahl seinen Bedienten mich hinaus zu werfen; der Unterhändler wollte ihn zwar besänftigen, aber er hieß ihn auch zum Teufel gehen, und lief als ein Rasender in sein Kabinett.,

Als er seine Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermals sein Angesicht in seine Hände, und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr S. thaten, um ihn aufzurichten, verfieng nichts. Er rief mit kläglichem Stimm aus: „Alle Hoffnung ist für mich verloren! Selbst die Gesche haben keinen Schutz für mich. Mein Gegner darf mich ungestraft beleidigen, ungestraft unglücklich machen!“,

„Nein! das soll er nicht!“, rief der Major, der schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wir wollen sehen, was der Bursche zu thun vermeint.“

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey seinem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein Paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg die Treppe hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den Edelmann im Vorsaale, im Begriffe auszugehen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er wollte

wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat gerade vor ihn, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Herr! sind Sie ein Edelmann?“

„Ich dachte, war die Antwort, ich könnte mich in ein hohes Stifft aufnehmen lassen, wenn ich wollte. Aber um Vergebung, wozu diese Frage, die mich bei fremden könnte?“

„Wozu? weil ich dachte, daß ein Edelmann auch ein ehrlicher Mann seyn müßte, ehe er ein Edelmann seyn kann.“ —

„Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in meine eigene Wohnung, mich zu beleidigen, geben sie wohl Acht.“ —

„Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo es auch ist. Sie haben, Herr! eines ehrlichen Mannes Tochter verführt, und haben noch dazu den Vater gröblich beleidigt, das thut kein Mann der Ehre im Leibe, hat, und das haben Sie gethan.“

„Herr Major, wenn ich nicht für Ihr Alter Achtung hätte, — so würde ich... Aber parbleu ich weiß, auch noch nicht, was Sie von mir eigentlich wollen. Meinen Sie etwa den Kerl, der eben hier war? der geht mich gar nichts an. Mein Homme de Chambre hat mit seiner Tochter was zu thun gehabt,

habt, und darüber lärmt der Vater. Aber er hat Unrecht, denn mein Homme de Chambre will das Mensch heurathen.

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und versicherte den Major, in gebrochenem Deutsch, daß er noch zur Heurath bereit sey.

Der Major sah ihn flämisch über die Achsel an, und sagte: Patron, wenn ich mit dir werde reden wollen, so werde ich dirs sagen. — Mit Ihnen habe ichs zu thun, Herr! der Sie sich ins Herz schämen sollten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht weiß, wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines ehrlichen Mannes, weil Sie sie geschändet haben, nun für Ihren Kuppler gut genug ist?

Das ist doch besonders, — ganz besonders; — und Sie mäßigen sich noch dazu gar nicht in Worten; — lassen Sie doch die Leute die Sache ausmachen, die Sache geht mir ja gar nichts an; — und darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, daran Theil zu nehmen? —

Wie? Herr! weil der Mann mein Freund ist. —

Ah pardi! das ist eine andere Sache. Ich habe nicht gewußt, daß Sie unter Leuten solcher Art auch Freunde hätten.

h

Ja,

„Ja, Herr! Ich schäme mich nicht, eines ehrlichen Mannes Freund zu seyn, und scheue mich, nicht je den Schurken zur Rede zu setzen, der einem ehrlichen Manne ungestraft Unrecht thun will.“

„Ich bin ganz betroffen, Herr Major; da ich gar nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, kommen Sie in meine Wohnung, und sagen mir voll Ungestüm Dinge vor, die — — ich weiß gar nicht — Was verlangen Sie denn, daß ich dem Manne und dem Mädchen thun soll? —“

„Herr! Genugthuung sollen Sie beiden geben, und — doch, durch welche Genugthuung können Sie ein solches schimpfliches Verfahren wieder gut machen! — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.“

„Sie, sehen also selbst, Herr Major, daß ich bey der Sache nichts weiter thun kann; und wenn mein Homme de Chambre das Mädchen heurathet, und ich ihr in Ansehung seiner, ein Heurathsgut gebe. —“

„Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung geben, weil Sie ein Schurke sind, und sich unterstehen, mit mir unter Einem Dache zu wohnen; — und hiemit zog er den Degen.“

„Herr Major! hören Sie doch vernünftige —“

„Herr! zieh' Er, oder, straf mich Gott! ich will Ihm zeigen, daß Er nicht werth ist einen Degen an der Seite zu tragen.“

„Gut“

„Gut! Herr Major! ich will Ihnen Satisfaction geben; — aber auf Pistolen; — — ich schlage mich nicht anders, als auf Pistolen.“

„Herr! mach' Er kein Federlesens, zieh Er auf der
Stelle, oder ich will Ihn —,

Dem Edelmann blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen. Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem Hirschfänger zu Hülfe, und plötzlich fuhr der Hirschfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorsätzlicher Weise, sey dahin gestellt.

Franz, der Meistknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen Deutschen Faustschlag auf den andern ins Gesicht. Der Major lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entschuldigung, wegen dieses unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr S. schickte nach der Wache. Der Kammerdiener ward in Verhaft genommen, der Edelmann bekam Hausarrest. Der Major ward in sein Bette gebracht und von einem Wundarzte verbunden, und der Schulmeister, des seines Vertheidigers Unfall, noch mehr wie sein eigener, außer aller Fassung gebracht hatte, ward halb

todt in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F. und von Sebaldus nach Hause gebracht.

Zehnter Abschnitt.

Der Major ward von seinen Freunden täglich besucht. Im Anfange schien die Wunde nicht gefährlich. Aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Das Wundfieber ward heftiger, die Entzündung nahm zu, und die Kräfte nahmen ab. Der Wundarzt erklärte endlich, daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung da wäre. Die sämtlichen Freunde des Majors waren darüber sehr niedergeschlagen, der gute Franz aber, der über dreißig Jahre in des Majors Dienste gewesen war, weinte unablässig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der unter allen diese Nachricht mit der größten Gleichmüthigkeit aufnahm. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten, daß sie wahr seyn möchte.

Eines Tages war der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen Schlummer, in dem er einige Stunden verblieb, und als er erwachte, äußerlich ein wenig erquickt schien. Franz, der über dessen mißlichen Zustand sehr traurig war, ergriff
die

die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und sie beide allein waren, und that, nach vorgängiger Entschuldigung, eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

„Ob der Herr Major, nicht das Sakrament nehmen wolste.“

„Lieber Franz, du meinst es recht gut, sagte der Kranke, aber wozu? Ich habe das Abendmahl immer nur genommen, wenn entweder das Regiment kommunicirte, oder wenn ich besondere Ursach fand, mich zu sammeln, und ernsthaft über mich nachzudenken; aber glaube mir, Franz, ein Krankenlager von drey Wochen giebt an sich selbst Gelegenheit genug zum ernsthaften Nachdenken.“

„Aber, lieber Herr Major! ein Mensch muß doch so schwer sterben, wenn er nicht gebeichtet hat.“

„Höre nur, mit der Beichte habe ich niemals etwas zu thun gehabt. Anstatt der Beichte sagte ich allemal laut und ernstlich: Schaff in mir Gott ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesichte, und sey mir gnädig. Damit war mein Feldprediger zufrieden, und ich denke, Gott wird auch damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage. Aber höre, Franz, ich will jetzt thun, was ich sonst



hey der Reichte that, ich will dich wegen alles besen um Vergebung bitten, was ich dir kann zuwie der gethan haben; vergieb es mir. Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte des Majors Hand, die er mit Thränen benetzte, und sagte schluchzend: Ach, Herr Major! ich kann Ihnen nichts vergeben, Sie sind immer mein guter Herr gewesen, und haben an mir mehr Liebe bewiesen, als ich verdiente. Vergeben Sie mir nur, wenn ich zu vorschneß gewesen bin. Ich dachte doch, man könnte nicht ruhig sterben, wenn man nicht von einem geistlichen Herrn ordentlich vorbereitet würde. Als Sie daher schliefen, lief ich geschwind zu einem Prediger, der nicht weit von hier wohnt, aber er war nicht zu Hause.

Du hast recht gut gemeint, Franz; da er aber nicht zu Hause war, ist's nun auch eben so gut. Ich habe mit diesen Herren nicht gern etwas zu thun, wenn ich sie nicht vorher genau kenne. Ich lag, du weißt es, auf dem Schlachtfelde bey Jorgau, hart verwundet, an zwölf Stunden, ehe du mich unter den Todten und Blessirten herausfandest. Damals konnte mir kein Feldprediger zusprechen, und ich war zum Tode eben so bereit, wie jetzt.

Indem

Indem er dieses sagte, trat Gebaldus herein, um ihn zu besuchen.

„Sie kommen, mein lieber Freund, sagte der Kranke, gerade zur rechten Zeit. Ich werde von diesem Lager nicht wieder aufkommen, ich weiß es, und bin ganz völlig gefaßt zu sterben. Nun meint mein guter Franz, (er drückte demselben die Hand) es sey nöthig, daß ich von einem Geistlichen zum Tode bereitet würde. Dieß wünschte ich von niemand lieber, als von Ihnen, mein Freund. Thun Sie, als ob Sie mein Beichtvater wären. Fragen Sie mich, lehren Sie mich, beten Sie mit mir.“

Gebaldus sagte sehr gerührt: „Der Zuspruch auf dem Todtenbette ist allezeit eine sehr schwere und zuweisen eine vergebliche Sache. Es kann daselbst schwerlich noch eine Veränderung des Geistes vorgehen, wenn sie vorher im ganzen Leben nicht geschehen ist. Glaubenslehren zu beweisen, ist die Zeit zu kurz und der Geist nicht heiter genug; Pflichten einzuschärfen, ist zu spät. Die Schwachen aufzurichten, ist was ein menschenfreundlicher Prediger am leichtesten thun kann.“

„Naj, Herr! ich bin nicht schwach! schonen Sie meiner gar nicht, sondern gehen Sie mit mir um,



wie ein Herrherr am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Seb. Ich würde mich wahrlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an verschiedene Wahrheiten, die den Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen, erinnere. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in Ihrer gehörigen Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so könnte ich vielleicht ihre Wirkungen vermehren, wenn ich, durch eine kurze Ueberlegung, eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Gesinnungen über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott da ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darinn, mit einer weisen Vorsehung regiere?

Maj. Freylich! ohne Gott geschiehet nichts.

Seb.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten sey?

Maj. Mein, mit dem Tode ist alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Worten geschlossen, daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte, sie näher erläutern zu können. Wäre diese Meinung wahr, so wären wir, wie Sie selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Uebel, ohne zu gutem Zwecke zuläßt, auch, als ein gütiger Vater, für jedes Uebel den Trost in die Natur gelegt. Dieß hat mir schon vor langen Jahren über diese Meinung näher nachzudenken Gelegenheit gegeben; ich weiß daher, daß, in der Vernunft und in der Schrift, viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und, bey reiferm Nachdenken, gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß, wenn ein Todter recht todt ist, wie sollte sie wissen, was nach dem Tode vorgehet. Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Schrift betrifft, so steht viel gutes darinn. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nützen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreifli-

H 5

chen

dem Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche steht.

Seb. Wenn Sie denn also die Bibel gelesen haben, glauben Sie denn, daß darinn der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechter Schaffner Kerl seyn soll, und nicht Unrecht thun. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das Ubrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinen Kopf kriegen, worüber ihr euch disputirt.

Seb. Sie gestehen also, daß kein Mensch Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ist's nun, wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So müßten wir sie leiden. Wer heiße uns sündigen?

Seb. Die Frage läßt sich vielleicht nicht so gerade zu entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen.

Maj. Ey! denn kann Gott auf uns nicht zornen. Er hat uns selbst gemacht, und wahrhaftig recht mit
großer

großer Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Ursach ist. Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhu stehn; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hundündigt, wenn ers nicht kann.

Seb. Sie schließen viel zu rasch. Wir würden langsamer gehen müssen, wenn wir diese Frage gründlich untersuchen wollten, dazu fehlt uns ist aber die Zeit. Lassen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Ueberlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Bestrafungen wegfallen, welche Tugend und Laster, wie es offenbar ist, in diesem Leben nicht in angemessenem Maße erhalten. Und damit würden also auch alle Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Mat. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun, weil es Recht ist, und nicht weil er dafür belohnt seyn will. Werde ich belohnt, so ist gut, wofern aber nicht, so muß ich doch rechtschaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glaubt er, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da oben

oben zur Rebe gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Seb. Die Belohnungen sind aber doch Folgen guter Thaten. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekommt.

Maj. Ey, ist's nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue. Und dann, Herr! ist's mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr, ist ein Mensch wie ich, und kann nicht alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen, was mir gehört.

Seb. Sehen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gestehen werden, an sich nicht unmöglich ist; sehen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben müssen, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, in vielen Fällen überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht viel vorsichtiger gehandelt haben, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so eingerichtet hat, wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige, der, in der Meinung, es sey nach dem

Tode

Tode alles aus, gethan hat, was ihm beliebt, und in dieser Sorglosigkeit vieles begangen hat, das er nicht rechtfertigen und dessen Folgen in jenem Leben er nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffenerer, tugendhafterer Mensch seyn werde.

Der Major sah den Sebalduß mit starren Augen an, und schwieg still. Sebalduß auch. Endlich brach der Kranke aus:

Herr! daran habe ich noch in meinen Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich besinne mich ißt eben. Wenn auch ein künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, so glaube ich, ich werde dann ein Herz fassen, und weder vor Gott noch vor dem Teufel erschrecken. Laß ihn kommen den Teufel, wenn er mich anklagen will, er muß mich doch vor Gott anklagen, und der weiß, daß ich nie wissentlich etwas böses gethan habe. O! du mein allmächtiger Schöpfer! würde ich sagen, (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) du weißt, daß ich nie den hilflosen Unglücklichen gedrückt, daß ich nie Wittwen und Waisen betrübt, daß ich nie wissentlich diese Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar — (hier schwieg er ein wenig still

still, und schlug seine Augen nieder). Ich hätte noch mehr Gutes thun können — Aber (hier hob er seine Augen abermals empor) allgütiges Wesen, ich werfe mich in deine Hände. Du hast mich zum Menschen machen wollen, also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen seyn. Ich verlange auch nicht, wenn ein Himmel ist, im Himmel obenan zu stehen.

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammelnder Stimme zum Sebaldus, indem er ihm die Hand drückte:

„Ach! mein Freund, wenn Gott ein Regiment von Seligen hat, so wäre es schon genug, wenn unser einer nur ein Gemeiner werden könnte. —“

Er wollte noch etwas sagen; aber der Steckfluß nahm überhand, er fieng an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er einige Minuten darauf, und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Elfter Abschnitt.

So bald er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er hatte

hatte bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Befehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er sich um alles, was in seinem Kirchensprengel vorgieng, bekümmerte, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hege, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater gehabt habe.

Als er sahe, daß er zu spät kam, rief er aus:

Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heisset!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richtersthule er steht.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und Hölle

Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt, und in seinen Sünden dahin gelebt hat?

Seb. Ich weiß es, daß er viel Trugschlüsse gemacht hat. Ich habe schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze, die sie nicht ganz entbehren können, richtige Begriffe hätten. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl selbst sehr irrige Begriffe haben; was gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heil ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen, die es erklärt haben, die wollen Sie doch wohl nicht verworfen? Wollen Sie?

Seb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung und bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in seine Zweifel verwickeln. Indessen kann ich

ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat, *) und Menschen sollten es auch nicht thun.

Pr. O! der schönen Philosophie! O! der sündlichen Reichthetigkeit eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Gottes Wort hält, wer sich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht gebraucht, und so in seinen Sünden dahin stirbt, der ist verdammt. Seb.

*) Diese Meinung des Sebalbus, die vielen Gottesgelehrten als nach Kezerey schmeckend vorkommen möchte, begte auch ein sehr verständiger und gottseliger Mann. Er sagt: „So ist es im Heidenthume den Epikuräern, und im Judenthume den Sadducäern ergangen. Was bey mir ein öfters eingekommener Gedanke wieder einfällt: was doch die Ursache seyn müsse, daß unser Heiland, der bey allen Gelegenheiten die Pharisäer so hart anläßt, weit gelinder mit den Sadducäern umgeht, die doch, weil Sie die Auferstehung, und ein anderes Leben, wo das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird, das Daseyn der Geister, mithin auch gute und böse Engel, leugneten, den Grund aller Religion umstießen? Ich erinnere mich nicht irgendwo etwas gründliches darüber gelesen zu haben. Sollte vielleicht daraus zu schließen seyn, daß in Gottes Augen, die Heuchelei, der geistliche Hochmuth, und der verstockte Aberglauben, für grössere Fehler angesehen werden, als die bloßen Irthümer des Verstandes, wenn sie auch noch so wichtige Gegenstände betreffen? S. v. Büchau Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. 1tes Buch. S. 90.“

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er gekonnt, seinen Pflichten nachgelebt, und Gutes gethan hat, der un-
eigennützig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ist's anders, so weiß ich's wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebalduß, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte im Zorne heftig antworten. Er faßte sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er einen Schritt zur Thüre gieng:

„In der That, bloß der, welcher glaubt, er sey ein unmittelbarer Gesandter Gottes, darf sich un-
terstehen, das Schicksal eines Menschen so positiv zu bestimmen. Beantworten Sie dieß bey dem,
der

der Sie gesandt hat zu verdammen., Und so gieng er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franz. Er bewies ihm, daß der Major ewig verdammt seyn müsse. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß nicht für seine arme Seele Hülfe seyn sollte. Ich wollte gern selbst für ihn hundert Rosenkränze beten, wenn ich seine Seele aus dem Fegefeuer retten könnte. Doch was kann ich armer einfältiger Mensch! Mein! ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, dessen Kloster der Major vom Anzünden und Plündern gerettet hat, der wird ihm gern von den guten Werken des Klosters etwas zukommen lassen, den will ich bitten, daß er für ihn Seelmessen lese.“

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch war. In dem Eifer seiner Befehrungsucht fieng er an, ihm den Gräuel des papstlichen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, daß er, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden Lehre wendete, eben wie sein Herr, ewig verdammt werden würde.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete



sich über solche Lästerungen; und da der Prediger fortfuhr, den Pabst den Antichrist zu nennen, schalt er ihn eine kezerische Bestie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb also bey dem Leichnam allein, und da derselbe auf seine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, so gieng er auch hinaus. Als er über den Hausflur gieng, machte Franz zwey große Kreuze vor sich, und spie ihm nach.

Zwölfter Abschnitt.

Herr F. und Sebalduß lebten nun den Winter über sehr eingezogen. Ihre Unterhaltung, die durch die Gesellschaft des Majors sonst mannichfaltiger gewesen war, ward nun viel einförmiger. Sie bestand mehrentheils aus gelehrten Unterredungen, welche aber sehr bald das gewöhnliche Schicksal gelehrter Unterredungen unter vier Augen hatten, die weniger gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder dem andern sein eigenes Steckpferd vorreiten will. Herr F. hatte sich auf den Sensus Communis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Theologie gebauet, welches dem Sebalduß gar nicht einleuchten wollte; als welcher seine Ethik, als ein

ein ächter Crustianer, auf die Thelematologie gründete. Sebalduß hingegen wollte seiner seits seinem Freunde auch seine neuen Entdeckungen über die Apokalypse mittheilen, welche aber gar kein Gehör fanden, sondern vielmehr gerade zu ausgelacht wurden, weil Herr F. schon längst bey sich ausgemacht hatte, daß in der ganzen Apokalypse kein Sensus Communis zu finden sey. Sebalduß fieng zu seiner eignen Vertheidigung an, das Grundgesetz des Sensus Communis zu untergraben. Er zeigte mit philosophischen Gründen, welch ein schwankender Begriff dieß sey, und bewies, daß eine Appellation an den Sensus Communis, als an ein untrügliches Gericht über den Werth spekulativer Wahrheiten, nicht viel mehr, als eine Appellation an ein inneres Gefühl bedente, und da dieses von Menschen zu Menschen verschieden seyn müßte, so wäre nicht zu erwarten, daß dadurch irgend etwas könnte mit Erfolg behauptet oder widerlegt werden. Vergebens Herr F. hatte sein System lieb, Sebalduß wollte sich seine Weissagungen auch nicht nehmen lassen, sie wurden also heftig, machten nichts aus, und endlich, ob sie gleich nicht aufhörten sich hochzuschägen, ward doch ihr Umgang laulicher, und einer fand nicht mehr so viel Vergnügen in der Gesellschaft des andern.



So standen die Sachen unter ihnen am Ende des Winters, als Herr S. von seinem Freunde, dem Officier, dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gekämpft, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine Güter, um, in Gesellschaft einer würdigen Gattin, in häuslicher Zufriedenheit den Rest seines Lebens zuzubringen. Aber er wollte auch, daß nicht er allein, sondern auch andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wollte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann haben, der nicht etwan nur die Kinder bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen zwecklosen Heilsordnung könnte auswendig lernen lassen, sondern, der ihnen Pflichten deutlich machen sollte, die sie gegen Gott und Menschen zu beobachten hätten, der sie vor Vorurtheilen bewahren sollte, die sich beyhm Bauer sonst Jahrhunderte lang fortpflanzen, der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den sie zu treiben bestimmt waren, beybringen, kurz, der sie zu vernünftigen Menschen und zu guten Bauern, erziehen sollte. Einen solchen Mann wollte
der

ber Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden, *) und er bat seinen Freund F. ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr F. schlug dem Sebaldus diese Stelle vor, der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte, daß sein Wohlthäter, der Armenschulmeister, sie so gut, als er, verwalten könnte, und daß demselben, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfahl also denselben, und er ward angenommen.

Indessen verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich zugienß, denn die Frau von Zohenauf hatte für gut gefunden, den Brief, welchen Mariane, vor ihrer Abreise zur Gräfinn ***, unter Einschluß des Pseudonymus, an ihren Vater geschrieben hatte, zu

J 4

ver:

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf irgend eine Art, sollte es auch nur durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen diese ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen menichensfreundlichen Verfasser des Versuchs eines Schulbuchs für Landleute (Berlin 1771.8.) passen, welcher alles das oben erzählte, und noch mehr gethan hat.



verbrennen, weil ihr daran gelegen war, daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Fr. v. S. nach Marianen erkundigte, war derselben kaltsinnige Antwort: ,die Damsell habe sich heimlich fortgemacht, und sie wisse nicht wohin.. Dieß meldete Hieronymus dem Sebaldus, der, durch diese Nachricht sehr beunruhigt, beschloß, im Frühlinge eine Reise zum Hieronymus zu thun, um, wo möglich, von seiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diesen Entschluß nicht einigen Einfluß mag gehabt haben, daß weder Herr S. noch sonst jemand in Berlin, von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er, so vortheilhaft auch die Schilderung war, die Herr S. von dem Osficier machte, doch Ursach finden mochte, zu glauben, derselbe werde noch weniger apokalyptisch gesinnt seyn, wollen wir den Schreibern moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein Haar breit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen und nicht entspringen.

Gemug, Sebaldus, der, bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträchtliche

liche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonathe von Herrn S. Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich, in wenigen Tagen, bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, bey Hieronymus keine nähere Nachricht von seiner Tochter erhalten, und dieser wiederrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Zohenauf zu reisen, weil er schon voraus wußte, daß alle Nachforschung vergeblich seyn würde. Sebaldus tröstete sich indessen damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar über die Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er damit über einen Monath zugebracht hatte, fieng er an, der müßigen Lebensart überdrüssig zu werden, und wünschte wieder eine ordentliche Beschäftigung zu haben. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn S. zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Ausichten konnte er auch in Berlin eben nicht haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormalis am fürstlichen Hofe Kammer-

Junker



junker *) gewesen, und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinetts verlangte. Sebalbus ließ sich leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit, und weil er eben im Magdeburgischen für verkaufte Getreide Rechnungen abzuthun hatte, so setzte er sich mit dem Sebalbus auf die Post, um denselben, so weit es sein Weg mit sich brächte, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gestellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der einem Berwalter ähnlich war, und den Hieronymus als einen Bekannten begrüßte, und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaftes Ansehens, der ihnen, nach der ersten Begrüßung, selbst sagte, daß sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phöniciß und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich an-

dern

*) S. Wilhelmine, S. 99.

bern Kennern der höhern Exegese, das Hebräische durch das Arabische zu erklären gesucht, sondern er war auf eine Höhe gestiegen, die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nemlich, er hatte einen Versuch gemacht, das Arabische durch das Hebräische in ein helleres Licht zu setzen. Er war in Leipzig gewesen, und freylich soll seine gerühmte Arabische Kenntniß bey Reisen nicht großen Beyfall gefunden haben, welcher glaubte, daß sie sich nicht weit über den Golius erstreckte. Unser Mann hielt dieß aber, wie billig, für Meid, und wandte sich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung von ihm in der Bibel, vermittelst des Arabischen, neuentdeckter Beweisprüche bey sich, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik aufs neue befestigt werden sollten. Er glaubte dadurch in dieser orthodoxen Stadt gewiß eine ansehnliche Verlohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erstaunte aber nicht wenig, da alle dortigen Doktoren der Gottesgelahrtheit seine neuen Beweisprüche für ganz überflüssig hielten, weil sie meinten, die Dogmatik sey durch die Augspurgische Konfession und durch das Konkordienbuch befestigt genug. Zum Glück, konnte ihm seine Arabische Gelehrsamkeit so gut dienen, als weiland dem Ritter Judibras seine Logik:

who



who could refute

Change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hilfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn mußten.

Dieser Mann wendete sich so gleich an den Sebalbus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beizubringen. Er bewies ihm weitläufig, daß die Hebräische Sprache gänzlich ausgestorben sey, und daß, ohne die Arabischen Wurzeln, an keine Palingenesie derselben zu gedenken sey. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor, z. B. daß 1. B. Mos. XLIX, v. 10. wo man, einige Jahrhunderte lang, den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Ueberschwemmung die Rede sey, daß B. der Richter VII, v. 13, wo Luther von gerösteten Gerstenbrodten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Säckelchen mehr. Sebalbus, der kein Freund vom

Ereger

Eregefiren, am allerwenigsten von einer so ausschweifenden Eregefe war, schwieg ganz stille, bis ihn der Fremde zu wiederholtemal fragte, was ihm von dieser neuen Erklärungsart dünke, und ob sie nicht völlig neu, und sehr sinnreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: Neu und sinnreich mag sie seyn, aber ich sehe auch wohl, daß man mit solcher Erklärungsart leicht schwarz in weiß verwandeln, und einen Autor sagen lassen kann, was man will.

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet hatte, sieng nochmals an, mit sehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der Arabischen, diese Bedeutungen wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich, wenn die Bedeutungen der Deutschen Sprache ganz verloren gegangen wären, sie, nach ein Paar tausend Jahren, in den Wurzeln der Dänischen, Schwedischen und Engelländischen wieder zu finden. Die Wurzelwörter verändern in der Zusammensetzung ihre Bedeutung auf mancherley Art. Wer die Deutsche Sprache nur in den Wurzeln kannte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter *Tisch*, *Topf* und



und Nacht gefunden hätte, und nun daraus schließen wollte, daß Nachttisch und Nachttopf Sachen von einerley Art seyn und nur in der Nacht gebraucht werden müßten, dem würde es gerade so gehen, wie unsern heutigen Arabischen Philologen. Ich habe kürzlich eine Schrift des berühmten Reiske *) gelesen, der die Unmöglichkeit zeigt, die Arabische Sprache, ist schon, auf die Hebräische anzuwenden. Er versichert: „Daß noch nicht der tausendste Theil der nützlichen Arabischen Manuscripte bekannt ist und gebraucht werden kann; daß die meisten Theologen, die das Hebräische aus dem Arabischen meistern wollen, aus des Golius Lexikon nur eine sehr dürftige Kenntniß erschnappt haben, oder aufs höchste ein Paar Suren aus dem Koran lesen können; daß wir selbst vom Koran nicht einmal so viel wissen, um zu entscheiden, ob der vom Maraccius oder von Zinkelmanen eingeführte Text, nach der

,Les:

*) Dieses sehr gelehrten und sehr aufrichtigen Mannes Gedanke, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle, stehen in den von ihm verfertigten Zusätzen zu der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, die den ersten Theil der Deutschen Uebersetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn, und von vielen gelesen zu werden, zumal zu thiger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltrase gespielt wird.

Lesart der Schule zu al Ruffah oder al Bastrah sey, welches, wie er sagt, ein so großer Unterschied ist, als zwischen Lutheranern oder Katholiken. Er sagt ausdrücklich, daß man noch einhundert Jahre hindurch gute Arabische Bücher drucken, und sich bis dahin die Lust darüber zu philosophiren ganz vergehen lassen sollte. Er vergleicht, sehr treffend, die Theologen, die ißt schon das Hebräische aus dem Arabischen erläutern wollen, mit den alten Philosophen, welche die Wirkungen der Dinge in der Natur a priori demonstriren wollten, ehe sie noch die Natur durchstudiret hatten, und dadurch die lächerlichsten Grillen in die Physik brachten. Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich Reiske, dem größten Kenner der Arabischen Sprache, hierinn glaube?

Ey! rief der Fremde ziemlich entrüstet, Reiske kann hievon nicht urtheilen; der Mann versteht zwar etwas Arabisch, aber von dem Hebräischen und andern orientalischen Sprachen, weiß er so viel als nichts. Und Sie, mein guter Herr, der Sie von allen diesen gelehrten Sachen ganz und gar nichts verstehen, Sie sollten davon auch ganz und gar nicht urtheilen, sondern Ehrfurcht für die Bemühungen gelehr-

gelehrter Männer haben, die durch ihre Arabische Philologie in der Bibel ein neues Licht anzünden.

Eben deswegen bekümmere ich mich, nebst andern Ungelehrten darum, sagte Sebaldis, weil es über unsere Haut hergeht. Von der einen Seite wird uns zugerufen, daß wir ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht selig werden können, und von der andern Seite kommen gelehrte Leute, erklären uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln, und Konjekturen, hinein und hinaus, was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Golius gelesen haben, oder nicht den Arabischen Alkoran exponiren können? Nein! die Seligkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich auf solchen Wortklaubereyen beruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel gesehen, als den, in welchem man uns herumführen will? Der Willen Gottes im alten Testamente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zeiten der Apostel und der ersten Christen wußte man nichts davon, daß die Bedeutung der Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre. In den folgenden Jahrhunderten auch nicht, aber wohl vergaß man den Hebräischen Text bey nahe ganz und gar, und hielt sich an die Vulgata. Als man die Hebräische Sprache wieder hervorsuchen wolte, mußte sie Keuchlin
von

von den Juden lernen, ohne zu wissen, daß diese ihr Hebräisch selbst nicht verstanden, welches sie sich auch nicht träumen ließen. Auf diese Kenntniß der Hebräischen Sprache, wurden sowohl Luthers Deutsche Uebersetzung, als auch alle unsere synagogischen Bücher gebaut; wir stritten, beynah zwey Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer, über Lehrsätze, die sich darauf gründeten, und endlich, nach zweyhundert Jahren, erfahren wir, daß die Bedeutung der meisten Wörter der Hebräischen Sprache verloren gegangen ist, und daß wir sie im Arabischen aufsuchen müssen. Nun haben wir wieder zweyhundert Jahre zu streiten. Alsdann könnte vielleicht jemand, der uns berichtet, daß sich die Bedeutung der Arabischen Wörter auch verändert hätten, *) so wie es in allen Sprachen in der Welt gegangen

*) Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, hätte er vernünftlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Werts jemals sich verändert hätte. Dieß versichert wenigstens Magister Schelling, welcher, sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwiderprechlich überzeugt ist, daß die Arabische Sprache noch jezt eben dieselbe ist, die sie bald nach der Zeit ihrer Entstehung war, und ein feines Kapitel, von der wunderbaren Erhaltung der Arabischen Sprache in ihrer ersten Reinigkeit, von den allerältesten Zeiten, bis auf den heutigen Tag, zu erzählen, weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen Sprache

,gangen ist, und daß wir diese Bedeutung wieder, in der Persischen Sprache,*^{*)} oder wer weiß wo, aufsuchen müssen.

Hier ward Sebalduß durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstraße einhundert Schritte vom Postwagen erhob. Was dieses für ein Geschrey gewesen, wollen wir künftig berichten, und indessen zur Geschichte Marianens und Säuglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgart 1771. 8.) besonders S. 16 bis 21 des mehrern zu sehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, daß die ihige Arabische Sprache von der alten Sprache, wie Italienisch vom Lateinischen unterschieden ist, daß die ihigen Arabischen Geschribten die Sprache des Alkorans, und anderer Schriften, in ihren Schulen, als eine todte Sprache lernen müssen; daß die ihige Arabische Sprache, so wie alle Sprachen des Erdbodens, in viele Dialekte vertheilt ist, u. d. g. Aber was thut das zur Sache: Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

^{)} Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein Deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute, wo sich die Gräfinn von *** aufhielt, von derselben mit offenen Armen empfangen. Die Gräfinn, welche, in der schönen Jahreszeit, häufige Besuche hatte, ward mehrentheils, sobald die rauhe Herbstwitterung eintrat, einsam gelassen. Alle ihre Nachbarn, denen der heitere Sonnenschein und die grünenden Bäume kaum den Aufenthalt auf dem Lande hatten erträglich machen können, eilten nach der Residenzstadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren, die ihnen angemessener waren: zu Cour-Tagen, wo man sich tief neiget, um seinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder sich bis über die Zähne vermunmt, ob gleich keiner mit einer

Maske spricht oder tanzt, die er nicht kennet; zu
 großen Mittagsmahlen, wozu man alles, was vor-
 nehmen und angesehen ist, bittet, um vier Stunden
 lange Weile zu haben, und zu feinen Abendmahlzei-
 ten, zu welchen man sich, mit leichtsinnigen und sit-
 tenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden
 lang einzubilden, man sey vergnügt gewesen. Die
 Gräfinn, die seit langen Jahren alle diese herrlichen
 Vergnügungen geschmeckt hatte, und davon sehr bald
 war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Win-
 ter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich
 selbst genug zu seyn. Die Versorgung ihrer Angelegen-
 heiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lektur,
 konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit be-
 schäftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn
 ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und der
 es nicht an Verstande und Geiste fehle, die bey Spaziers-
 gängen, (die sie auch in schönen Wintertagen nicht ver-
 absäumte,) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer
 Unterthanen, ihre Gefährtinn sey, in deren Gesellschaft
 sich der Geist, der in der Einsamkeit erschläft, zu
 angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne.
 Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Marianen,
 die ihr daher alle Tage werther ward.

Mariae

Mariane auf ihrer Seite, lebte sehr glücklich. Die Gräfinn von *** verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie wollte eine Freundin haben. So verflossen die Wintermonathe unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß Marianen der Umgang mit einer Dame, die so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, ungemein lehrreich gewesen seyn mußte. Die von der Gräfinn sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belehener ward, so wußte sie die Gräfinn doch, durch seinen Scherz, von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen, in denen Mariane lebte, war das Andenken an Säuglingen, und vielleicht war eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil sie die Eintönigkeit ihrer Empfindungen mannichfaltiger machte. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied; sie war zu weilen ungehalten, daß er ihr keine Nachricht von sich gebe; dann überlegte sie wieder, daß er ihren Aufenthalt nicht wissen würde; und indem sie ganz leise den Gedanken dachte, daß sie an ihn schreiben könnte,



könnte, erröthete sie, als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte wieder über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr das Versprechen ein, das sie der Frau von Zohen auf gethan hatte, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben: und dann entschloß sie sich, ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz, selbst indem sie ihn ausführen wollte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Marianens Zustand. Er hatte vermittlest des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an, um zu mutmaßen, wohin sie gerathen sey; aber vergeblich. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schatztenbild die zärtlichsten Seufzer abzusenden. So verging der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen, in Ermanglung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt, wenn er sie besingen wollte, und über beides von Rambolden geschraubt ward.

Im Frühlinge, nachdem er auf dieser zweyten Universität ein Jahr gewesen war, berief ihn sein Vater, der sich nach geendigtem Kriege in Westphalen ein Landgut gekauft hatte, nach Hause. Er reiste also mit Ramholden ab, und nahm seinen Weg über den Landsitz seiner Tante, die sich stellte, als ob sie den Vorfall mit Marianen ganz vergessen hätte, und ihn mit sehr vieler Freundlichkeit aufnahm. Er traute sich demungeachtet nicht, sich nach Marianen zu erkundigen. Sie selbst aber nahm Anlaß ihm einst, bey Gelegenheit, mit lächelndem Munde eine Deutigkeit zu sagen, die ihm wie ein Blitz in seine arme Seele fuhr: „daß die Mariane, die einst ein „flüchtiger Gegenstand seiner Neigung gewesen, in „Franken bey einem Edelmann, Französische Dame „sehl worden, und kürzlich den Informator, dem der „gnädige Herr eine erledigte Pfarre gegeben hätte, „geheurathet habe.,

Sie erdichtete diese Nachricht nicht ohne besondere Absichten. Zu Folge ihrer beständigen Leidenschaft, ihre Familie zu erheben, wünschte sie, daß ihr Nefse eine Adelige heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkollb gerichtet, ein Fräulein von altem Adel, aber nicht von großem Vermögen, welche mit ihrer Mutter, einer Wittve,



auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Zohenauf glaubte, die Frau von Ehrenkoltz werde durch den großen Reichthum, welchen der junge Säugling, der ein einziger Sohn war, zu erwarten hatte, leicht bewogen werden, in diese Heurath zu willigen; der alte Säugling, der schon ein Rittergut gekauft hatte, werde sich adeln lassen, er werde seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im Voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein Paar Generationen, zu den angesehensten des Landes werde gezählet werden.

Die Frau von Zohenauf hatte ihrem Neffen von diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt, und er konnte sich, aus eigner Trieb, so hohe Gedanken nicht in den Kopf kommen lassen. Er war nur bloß mit seinen Gedichten, und mit seiner Liebe zu Marianen beschäftigt. Er hatte, seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, fleißig, an Sie gerichtete Lieder gemacht, und in der Deutschen Gesellschaft des Orts vorgelesen. Diese Sammlung von Gedichten hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über dem Gedanken, daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich. Er unterhielt sich
über:

überließ mit den angenehmsten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden, wenn er einmal von Marianen Nachricht erhalten, und ihr diese Folge von Gedichten überreichen sollte. Man urtheile also, wie groß sein Schmerz war, da er hörte, wie leichtsinnig Mariane seine Liebe sollte vergessen haben, und mit einemmal befand, daß alle diese zärtlichen Liebesseufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den starken selbstständigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggeheuratet wird, sich nothwendig erhängen, oder in einen Fluß stürzen müssen; dennoch aber irrte er öfters trostlos in dem nahegelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, sondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen seine Noth. Er sang manche Lieder voll verliebter Verzweiflung, und endlich eins, worin er der Liebe ganz und gar entsagte. Dieß letztere erhielt seinen völligen Beyfall; denn es schien ihm, es habe etwas feyerliches, welches seinen vorigen Liedern fehlte; und er stieg an seinen verlebten Schmerz, durch das Wohlgefallen an den Geisteswerken die er verursacht hatte, in etwas zu lindern.



Zweiter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkollb, nebst ihrer Fräulein Tochter, begaben sich, auf geschehene Einladung, nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Die Fräulein hatte in der Blüthe ihrer Jahre, (denn sie war noch nicht völlig achtzehn Jahre alt) eine sehr glückliche Erziehung genossen, unter der Aufsicht einer Französin, die in Frankreich eine Trödelkrämerin gewesen, in Deutschland aber, mit dem Nestle ihrer Bude ausgeschmückt, sich zur Comtesse erhob, und, nachdem sie verschiedene Deutsche Höfe besucht, und auf maskirten Bällen und auf Lustschlößern, mit Herzogen und Reichsfürsten, gegessen und gespielt hatte, sich endlich, des Hoflebens satt, aus angestrichener Guttherzigkeit, bereden ließ, ein Deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris, obgleich freilich nur aus der dritten oder vierten Hand, gelernt hatte. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte wirklich Ehre, indem sie alles, was ihr die Französin anpries, noch zu übertreiben suchte. Sie konnte, mit geläufiger Zunge, jedermann Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal spre-

sprechen und thun, um in Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; widersprechen, um eigensinniger Laune Lauf zu lassen, die oft für lebhaften Geist genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit schmollen zu können; in Einem Nachmittage an sechs Orten, und allenthalben abwesend seyn; in der ganzen Gesellschaft am lautesten reden, und am wenigsten sagen; sich putzen, schminken, spielen, tanzen, liebäugeln, Liebeshändel aufspinnen und Sentiments plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz sie besaß den bon ton vollkommen, und hatte sich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter, an einem benachbarten fürstlichen Hofe, zum erstenmal als eine ausgemachte *Perite maitresse* gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange selbst nicht übel zu frieden; denn sie hatte mehr Aufsehen gemacht, als irgend ein anderes Fräulein, einige ihrer Moden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters, kamen gegen sie nicht mehr in Betrachtung, die Aebeter drängten sich um sie, Geschenke, Nachtmusiken, Bälle, von denen sie die Königin war, folgten sich unaufhörlich, und sie besaß wirklich ein sehr großes Paket Liebesbriefe, von den bestfrisierten Köpfen des Hofes.

Die

Die Frau von Ehrenkollb gehörte zu den guten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genossen. Daß ihre Tochter Aufsehen machte, und gerühmt wurde, gefiel dem guten mütterlichen Herzen, und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Trivialeität setzte, so war doch die kleinste Liebkosung der Tochter hinlänglich, die schwache Mutter nachgehend zu machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug, ihr einzubilden, daß ihre Tochter gesetzt und weise wäre.

So ungelogen es dem Fräulein gewesen war, daß sie der verdrießliche Frühling aus der fürstlichen Residenz auf das Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung der Frau von Zohenauf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also dabelbst ebenfalls wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen, die sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partien, vom Reide anderer Damen, und von einer mannern Jugend, die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegeswagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schäblichsten Säugling, der eine so rauschende Petite-maitresse, als ein niegesehenes Wunderthier

berthier anstaunte, und Einen Reverenz über den andern machte, rechnete sie wirklich für nichts. Sie sahe sich also einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgang aufzustehn, sich zu putzen, ohne gesehen zu werden, den lieben langen Tag in frischer Lust und in grünen Auen herumzugehn, und des Abends sich zu einer einsamen Whistpartie zu setzen, bey der sie keine andere Beschäftigung hatte, als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indessen die Frau von Zohenauf ihren Nessen, so viel möglich, in dem bestem Lichte darzustellen suchte, und er selbst, dem es zur andern Natur geworden war, gegen jedes Frauenzimmer galant zu seyn, es an Achtlichkeiten gegen das Fräulein nicht ermangeln ließ, so faßte sie ihn endlich in die Augen, und wollte, da sie an seiner Kleidung einen ziemlichen Geschmack bemerkte, aus langer Weile versuchen, ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dieß gelang ihr, aber Vermuthen; denn kaum hatte sie den ersten Vogen von Säuglings gedruckten Gedichten, die er ihr vorlas, gelobt, so zeigte er sich als ein ganz anderer Mensch. Seine weibische Schüchternheit, die der ungestüme Rambold durch Schrauberey wegzuspotten vergebens versucht hatte, verschwand, sobald



er einer petillirenden Petitemaitresse gefiel, und wie-
der gefallen wollte. Er fieng an, zu schwätzen, zu
wiedersprechen, sich dreyimal in einer Minute herum-
zudrehen, zu antworten, ehe die Frage vorbey war,
und zu fragen, ohne Antwort zu verlangen, jeder-
mann dreist in die Augen zu sehen, und sich des pour
cela, eh mais, tant pis, und tant mieux, so geschickt zu
bedienen, daß man schier hätte glauben mögen, er
hätte monde. Dabey war, weil er seine liebe Poesie
nie vergaß, das Fräulein der Gegenstand aller seiner
Gedichte, ja, weil er überhaupt (wie mehrere junge
Poeten, und alte Poeten, die lange jung bleiben)
nur allzugeneigt war, seine poetischen Phantasien ins
wirkliche Leben überzutragen, so dachte ihm oft,
daß er etwas für das Fräulein empfände, welches er,
ohne Bedenken, würde Liebe genennet haben, wenn
ihm nicht sein gutes Herzchen augenblicklich geklopft,
und erinnert hätte, daß seine Mariane, obgleich un-
getreu, doch von ihm noch nicht vergessen werden
müsse. Das Fräulein, ihrer seits, betrachtete ihn als
ihre Kreatur, und triumphirte, einen Anbeter, und
zwar einen Anbeter von einer so neuen Gattung, als
ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn sie
hatte noch nie Deutsche Verse gesehen, noch weniger
Verse, deren Gegenstand sie selbst war. Diese neue
Seltzam-

Seltſamkeit war hauptſächlich die Urfach, warum ſie Sänglings Verſe ſo allerliebſt fand, obgleich der Verfaffer wirklich glaubte, die Vortreflichkeit ſeiner Verſe ſey die Urfach davon. Ein ſehr gewöhnlicher Irrthum. Denn wenn z. B. unſere Deutſchen Hofleute, neben ihrer gewöhnlichen ſtandesmäßigen franzöſiſchen Lectur, zuweilen auch ein Deutſches Buch durchblättern, und davon reden, geſchieht es oft bloß deshalb, weil ſie dadurch am Hofe einen gewiſſen Anſtrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der ſie unter den übrigen ſtachen Hofgeſichtern ein wenig hervorziehen könnte; indessen halten dieß unſere gützerzigen Deutſchen Genien doch oft für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit ſey nahe, da ſich der reichſte und wollüſtigſte Theil der Nation, des wißigſten und verſtändigſten nicht mehr ſchämen wird.

Sängling, dem ein Zweifel dieſer Art nicht einfallen konnte, ſchwamm in dem Vergnügen, daß ſeine Geiſteswerke, von einem ſo ſchönen Fräulein bewundert würden. In dieſer Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr ſeine Sammlung von Gedichten, deren Abdruck eben geendigt werden ſollte, zuweignen. Dieß ſetzte ihn ganz in die Gnuſt des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, ſich vor

vor dem ganzen H. Römischen Reiche für schön und
wichtig erklärt zu sehen, (denn Säugling hatte in
seiner Zueignungsschrift die poetischen Floskeln nicht
gespart) war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säu-
gling ein homme adorable war, und daß sie bey sich
Kraft fühlte, ihn wirklich vierzehn Tage nacheinan-
der zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese
beständigen Zusammenkünfte von beiden Seiten ei-
gentlich nur Eigenliebe und Galanterie zum Grunde
hatten, so hielt sich doch die Frau von Zohenauf,
die beide von Anfang an mit aufmerksamen Au-
gen betrachtet hatte, und die sich nicht wenig Ver-
schicklichkeit, die Geheimnisse anderer zu errathen, zu-
traute, festversichert, daß Liebe im Spiele wäre, und
freute sich insgeheim, daß ihr Anschlag anseuge, fast
ohne ihre Bemühung, so gut von statten zu gehen.

Als die Frau von Ehrenkollb, nebst ihrem Fräu-
lein, nach einiger Zeit auf die Rückreise nach ihrem
Gute dachte, that die Frau von Zohenauf den Vor-
schlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in
ihrer Gesellschaft reisen sollte, weil der Aufenthalt der
Frau von Ehrenkollb wirklich auf dem Wege nach
Westphalen lag, den sie zu reisen hatten. Daß dem
Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist
leicht

leicht zu erächten, und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden, weil Säugling auch ihre Gunst erlangt hatte, indem er sich zuweilen zu ihr setzte, mit ihr zu schwagen, und ihre Arbeit lobte, wenn sie im Tambour stichte.

Uebrigens fand die Frau von Hohenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkolt ihre Absichten zu entdecken. Ihrem Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen vernehmen, der dazu nicht Mein sagen durfte, aber auch nicht Ja sagte. Denn ein schönes Fräulein, und das seine Gerichte liebte, war zwar eine sehr verführerische Anlockung, aber das Andenken an seine Mariane, verstatete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem Landsitze der Frau von Ehrenkolt. Hier gieng Säuglings Umgang mit dem Fräulein wie vorher fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein an dem Hofe, wo sie sich den Winter über aufgehalten hatte, schon hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahr alt, wohlgebildet, plapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit

2

sech;

sechsen, hatte einen Käufer und vier Sakaien, alles Dinge, die ihm, bey einem jungen Fräulein nach der Welt, einen großen Vorzug vor dem armen Sängling zuwegebringen mußten, der ihm, außer einer kleinen netten geschmiegelten Person, einem geringen Anfange von Weltmanieren, und vielen Gedichten, nichts entgegen zu setzen hatte. Sängling stellte also von dem Augenblicke an, da der Oberste erschien, nur die zweyte Person vor. Glücklicherweise ward er dieses nicht einmal gewahr; denn das Fräulein verstand nicht allein die Kunst sehr wohl, sich mit mehr als Einem Anbeter zu unterhalten, sondern der Oberste, ein feiner Weltmann, der alle Dinge so zu nehmen wußte, wie sie waren, wollte auch nicht umsonst mit einem ihm so neuen Geschöpfe, als ein Deutscher Poet war, vierzehn Tage lang in Gesellschaft gewesen seyn. Er hatte sich, schon seit einiger Zeit, in der am Hofe so nützlichen Kunst geübt, sich anzustellen, als ob er jedes Ding verstehe oder daran Antheil nehme, was er zu verstehen oder woran er Antheil zu nehmen scheinen wollte. Diese von vielen Hofleuten für ein großes politisches Geheimniß geachtete Kunst besteht, im Grunde, bloß in einigen Geberden und kahlen Gemeinprüchen, die, wie in manchen Ländern geringhaltige Münze, am Hofe für

für vorzüglich angenommen werden. Die meisten Hofleute machen diese Grimasse so oft, daß sie sie für etwas wirkliches halten, und sich einbilden, sie verständen viel, und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie oft von denen, die sie am meisten überredet zu haben glauben, durch und durch gesehen werden.

Diese Kunst nun suchte der Oberste zu üben, indem er sich stellte, als ob er von Gedichten entzückt würde, an denen ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Sängling, der nicht weit sahe, sondern glaubte, daß man es aufrichtig meinen müßte, wenn man seine Gedichte lobte, war sehr zufrieden. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoß, einem andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt Eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkollb auch, weil sie glaubte, daß zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden könne. Denn daß Sängling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Sängling selbst hatte, mit gutem Herzen, das, was ihm die Frau von Hohenauf darüber gesagt hatte, gänzlich vergessen; denn sein ganz



zer Geist war von dem Vergnügen seine Gedichte täglich vorzulesen und gelobt zu hören so eingenommen, daß er selbst nur in wenigen Minuten voll Phantasie an seine ungetreue Mariane denken konnte.

Dritter Abschnitt.

Die Sachen standen auf diese Art in dem Schlosse der Frau von Ehrenkollb, als sie sich vornahm, ihre Freundin, die Gräfinn von *** zu besuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte schon einmal diese Reise hintertrieben, weil ihre Gefinnungen mit den Gefinnungen der Gräfinn gar nicht übereinstimmten, und sie sich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringste Vergnügen versprach. Izt bestand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widersprechen.

Die ganze Gesellschaft reisete also fort, und Säugling wiegte sich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geschmack er schon kannte, mit seinen Gedichten zu glänzen, unwissend, daß seiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfing sie bey ihrer Ankunft in einem offenen Gartensaale. Der Oberste führte die Frau

Frau von Ehrenkoltz, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundin umarmen können, als das Fräulein, von Säuglings Hand, auf sie zurauschte, und sich mit einem: „Ah ma chere „Comresse, que je suis ravie de vous embrasser, c'est „un million d'années, qu'on ne vous a pas vû., in ihre Arme warf. Indem dieses geschah, erblickte Mariane Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale, wie eine Salsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sahe noch dähmischer aus. Die Gräfinn stellte ihm Marianen, als eine vorige Bekanntschaft vor, er stieg an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundin nicht kenne. Säugling stotterte abermals, — und besann sich zu spät, zu sagen, daß er sich im Gesichte geirret hätte, wußte aber noch nicht, welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein, daß er von seiner Tante sey hintergangen worden, und konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun ent-



brannte seine Liebe zu Marianen wieder viel stärker als zuvor. Er hing wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, er schrieb ihr öfters Briefe, indem er sehr selten so glücklich war, sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Mariane hingegen war gegen ihn ungemein zurückhaltend. Sie hatte der Gräfinn, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Sänglingen, noch weniger von den Verdrießlichkeiten, die sie deshalb erfahren hatte, entdeckt; sie wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dieß war die Ursach, die sie sich selbst angab; sie hatte aber noch eine andere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich, daß Sängling nicht wenig verändert war, und daß er dadurch nicht wenig gewonnen hatte. Er war sonst ängstlich bescheiden, weil er glaubte, daß dem Frauenzimmer das Sanfte gefiele; er hatte einer rauschenden Hoffschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Mariane war scharfsichtig genug, diese Veränderung der rechten Ursach zuzuschreiben, zumal da sie gewisse Achtksamkeiten bemerkte, die Sängling fortfahren mußte gegen das Fräulein zu bezeugen, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Sänglings

lings Augen gerichtet fand. Dieß, nebst der gedruckten Zuweisungsschrift, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, schien sie von einer nähern Verbindung zwischen Säuglingen und dem Fräulein zu überzeugen, und erregte bey ihr eine kleine Eifersucht, welche zu verbergen, das Frauenzimmer gemeinlich eine kalte Zurückhaltung am dienlichsten hält, und sie dadurch gemeinlich am ersten verräth.

Auf der andern Seite, war Mariane auch dem Obersten in die Augen gefallen. Da er in seinem Herzen gar wohl für mehr als Eine Liebe Raum hatte, und er es, nach der hohen Meinung, die er von seiner eigenen Person hatte, nicht für möglich hielt, daß ihm ein Frauenzimmer sollte widerstehen können, so glaubte er, daß Mariane gar wohl ein flüchtiger Gegenstand seiner Neigung werden könne, und daß er bey ihr sehr bald seinen Zweck erreichen würde. Er griff sie in der zuversichtlichen Stellung eines Hofmanns an, wie ein kühner Eroberer eine Festung stürmt, ohne sie aufzufodern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeschlagen worden, oft nicht weiß, welche Miene er gegen den Belagerten annehmen soll; so war auch der Oberste, durch die kalte und verächtliche Art, mit der Mariane seine Liebes-



erbietungen ausschlug, um Deutsch zu reden, ziemlich aus der Fassung gebracht, und deshalb, um Undeutsch zu reden, nicht wenig intriguiert.

Das Fräulein übersah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre beiden Liebhaber raubte, und setzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um über sie den Sieg davon zu tragen.

Indeß daß alle diese Personen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Sänglings Hofmeister, einen Meisterstreich auszuführen. Rambold war ein schwarzhaariger, rothbäckiger, wohl bewadeter Magister, der auf Universitäten zwar sehr locker gelebt, aber doch auch, mit Hülfe eines offnen Kopfes, so viel von den Wissenschaften erschnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt sich selbst für sehr gelehrt, weil er, mit der Selbstgenügsamkeit eines Gecken, der von allem hat reden hören, und über nichts nachgedacht hat, über alles entscheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn, jedermann zu hohnnecken, auch der klüger war, als er, und zu widersprechen, ehe er noch wußte, was er sagen wollte. War jemand einer Meinung, so war dieß für ihn genug, das Gegentheil zu behaupten, und er glaubte, er zeige seinen Witz, wenn er den andern niederschreyen, und seiner Scharfsinn, wenn er

er seinen Satz, so ungereimt er auch war, durchsetzen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn es war in seiner Philosophie ein ausgemachter Satz, daß Wahrheit, sowohl als Schönheit und Tugend, nur relative Begriffe wären. Ein Satz, den er nicht nur glaubte, sondern auch im gemeinen Leben fleißig anwendete; daher er in Anwendung der Mittel, seine Zwecke zu erlangen, eben nicht delikats war.

Dieser seine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und gieng damit um, sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er, durch einen Umweg, seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von den Absichten, welche die Frau von Hohenauf mit ihrem Neffen hatte, sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einkträgliche Pfarre, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, versprochen, wenn er etwas dazu beytragen würde, daß Sängling das Fräulein von Ehrenkollb heurathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit Einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Sänglings und Mariannens Zusammenkunft Nachricht gäbe, und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

Er schrieb ihr also, daß sie Marianen, die sie, aus weisen Absichten, von ihrem Schlosse entfernt hätte, auch hier wegschaffen müßte, weil ihr Mefse, so lange er ihren Aufenthalt wüßte, auch nach seiner Abreise, nicht von ihr ablassen würde. Sein unmaßgeblicher Vorschlag war, sie solle insgeheim einen Wagen mit drey starken Kerlen senden, und er nahm es auf sich, Marianen, ohne großes Aufsehen, in derselben Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verstehen, daß wenn nur erst die bewußte Pfarre vakant wäre, sich auch ein anständiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch Säuglings unbedachtamer Liebe und ihrer Furcht auf einmal würde ein Ende gemacht werden.

Er schmeichelte sich, es so einzurichten, daß Mariane es nicht merken könne, daß er an der Entführung Theil habe, und nahm sich vor, sobald er nur seinen jungen Herrn nach Hause gebracht hätte, zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauß eine reiche Pfarre und eine schöne Frau zu erhalten; denn daß sich Mariane weigern könnte seine Hand anzunehmen, schien ihm gar nicht wahrcheinlich.

Dier=

Vierter Abschnitt.

Nachdem Rambold auf diese Art seinen Plan so simpel als künstlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünschten Erfolg, den er als unausbleiblich ansah, sehr zufrieden mit seiner schlaun Erfindung. Hingegen die übrigen Personen wurden, durch die Lage, in der sie waren, unvermerkt immer unruhiger, unzufriedner und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberste beständig nachfolgte, und fortfuhr, sie mit vieler Dreistigkeit seiner Liebe zu versichern, ob er gleich sehr trocken und frostig abgewiesen wurde. Nicht weniger unzufrieden war sie mit Säuglingen, den sie im Verdacht hatte, daß er das Fräulein heimlich liebte, und weder seine Briefchen, darauf sie nie antwortete, noch seine Verschen, von denen sie argwohnte, daß sie mehr aus der Phantasie, als aus dem Herzen herrührten, konnten sie zufrieden stellen.

Das Fräulein war äußerst darüber erbittert, daß alle ihre Versuche, ihre beiden Liebhaber wieder zu sich zurück zu bringen, fruchtlos waren. Weil sie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslassen durfte, so blieb ihr nichts, als der armselige Behelf, die arme Mariane, bey aller Gelegenheit, das Uebergewicht fühlen

fühlen zu lassen, welches ihr Stand ihr über sie gab. Dieß veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, die, weil sie Marianen nur kränkten, ohne sie zu demüthigen, die üble Laune des Fräuleins nicht vermindern konnten.

Der Oberste war auf das Fräulein nicht wenig verdrießlich, weil sie seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, die er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal, da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete, daß dieser bey Marianen besser gelitten wäre, als er, und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dieses kleine Mädchen, der er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugebracht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar kalt und spröde bezeugte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war auch unglücklich, denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zurückhaltung nicht ertragen, die er, weil er ihre Eifersucht nicht einsah, bloß nur einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuzuschreiben wußte. Sie kostete ihm viel
 Genuß

Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zwey-
tes Unglück war, daß seine Gedichte, durch deren
gute Aufnahme in dieser Gesellschaft er bisher
eine so seltne Glückseligkeit genossen hatte, nun sehr
zu fallen anfiengen, wovon er die Ursachen nicht ein-
sehen konnte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich.
Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil
sie sich fürchtete, ihre geheimen Bewegungen, die sie
zu verbergen suchte, unvermuthet zu verrathen. Das
Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil
ihr die Eifersucht eingab, daß sie an Marianen ge-
richtet wären, oder auf sie anspielten; und der Ober-
ste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte,
fand ihr nicht mehr, wie vormals, Ursach sich zu
stellen, als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er,
in seiner ithigen ählen Laune, sich oft geradezu dar-
über aufzuhalten. Zum Unglücke für Sänglingen,
ward er darinnen zuweilen von der Gräfinn unter-
stützt, deren feiner Geschmack schon längst in Sänge-
lings Liedern eine gewisse Einsörmigkeit und Läßig-
keit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn
fehlte. Da er nun unablässig fortfuhr, täglich neue
Gedichte vorzulesen, so nahm sich die Gräfinn im
Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jünglinge
diese kleine Thorheit abzugewöhnen.

Als

Als einst die Frau von Ehrenkolt Wittagerühe hielt, und die übrige Gesellschaft im Garten spazieren gieng, ergriff die Gräfinn Säuglings Arm, führte ihn in einen Gang besonders, und nachdem sie das Gespräch auf Lektur gebracht, sagte sie ihm gerade heraus: „Gedichte wären nicht die Lektur, die sie am meisten liebte.“

Säugling, nicht wenig beschämt und bestürzt, versetzte mit stammelnder Stimme: „Ew. Gnaden sehr, zen vielleicht. Es schien mir doch sonst, als ob Sie, die schönen Wissenschaften liebten.“

Gr. O ja! ich liebe sie ungemein. Aber Sie wissen, die schönen Wissenschaften haben einen weiten Umfang, und die Dichtkunst ist nur ein Theil davon. Diesen zu hassen, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, wenn sie ganz vortreflich sind, sie wirken mit unbeschreiblichem Reize auf mich, sie bleiben meiner Seele tief eingeprägt. Aber sie wissen, der ganz vortreflichen Gedichte sind nur sehr wenige. Was die übrigen anbetrifft, so sind sie ganz gute Dingerchen, die man wohl einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenbraunen sind einem leichter, wenn man sie entbehrt.

S. Vielleicht sprechen dieß Ew. Gnaden : : nicht ganz : : im Ernste, : : die Damen pflegen doch sonst, : : wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, : : unter aller übrigen Lektur : : am meisten : : Gedichte zu lieben —

Gr. Glauben Sie das nicht mein, lieber Sängling; oft kaum, wenn wir darinn gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzliche lange Weile, wenn man sie uns vorliest. Wir gähnen, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständnis, Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Amboss schmiedet,
Die liest man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner störet unsre Ruh.
So großer Lärm wozu? wozu?
Allein die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen die sich,
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzt, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen:
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!

Sie

Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darinn zu bleiben, und nicht weit
Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht. Die kleinen Dingerchen sind so voll kalter Tändeleien. Meinen Sie denn, daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere, aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und ich weiß nicht, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir nicht wollen, daß die Mannspersonen schön und niedlich seyn sollen. Wissen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind, und daß ich auf Sie eifersüchtig bin. Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie sich nicht mehr mit Esenzen, und lassen Sie sich ein wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl, schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie sich in acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich sie zum großen Amboss —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen. — ,Roms

„Kommen Sie,“ rief sie, weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: „Kommen Sie, meine Liebe, helfen Sie mir die kleinen tändelnden Viederchen gegen den Hrn. von Säugling vertheidigen. Stellen Sie sich nur vor, er will ihnen entsagen! Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er große, mächtige Hexameter schmieden wollen, und dann ist er für uns verloren.“ —

Das Fräulein antwortete mit sauer süßer Miene: „Ach nein! dazu ist der Hr. von Säugling viel zu zärtlich! Er wird nur merken, was ich schon lange gedacht habe, daß die Deutsche Sprache überhaupt zu bäurisch ist, um liebliche Ideen auszudrücken. Er wird künftig Französisch schreiben, für die große Welt, und nicht für die unpolirten Deutschen Bürger. Er liebt ja ohnedieß die Französische Nation vor allen andern.“ Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen gekommen war, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort:

„Nein! Säugling, wenn doch einmal das Schicksal beschlossen hat, daß es Ihnen unglücklich gehen soll, so werden Sie lieber ein Original, als ein solches Mittelding, wie die meisten Schriftsteller
M sind,

, sind, die in Deutschland Französisch schreiben: In Frankreich fremd, in Deutschland nicht zu Hause, C'est à Paris qu'il faut écrire! ruft der Franzose mit vollen Backen, und wenn er von seiner Sprache redet, mag er immer Recht haben.,

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes aber todfrankes Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgielen, begab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erklärung unter vier Augen gehabt, die ihre gute Laune eben nicht vermehrt hatte. Sie war von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sichs auch für eine Petitemaitresse gebührt; nun aber war sie dadurch, daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, äußerst bitter geworden, und ließ ihr Zorn, durch eine Menge anzüglicher Spöttereyen über Säuglings unveränderliche Ergebenheit gegen Marianen, ausbrechen.

brechen. Der Oberste, der froh war, daß ihre Welle nur auf Säuglingen gerichtet waren, hielt sich außer dem Schuß, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedieß vorgenommen hatte, mit dem Fräulein, das er nie geliebt hatte, ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nachdrücklich, obgleich ausständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Liebe über, von dem es immer voll war. Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rückte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruss stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Mariane zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: „Das unglückliche Frauentzimmer ist höchst zu betauern. Sie ist eine Person bürgerliches Standes von guter Herkunft. Sie hat einen Lieutenant aus Liebe geheurathet, der, kurz vor dem Frieden, in einem Scharmügel tödtlich verwundet worden. Er hat zwar, wegen seines Wohlverhaltens, eine Compagnie erhalten, das Regiment ist aber auch, nach erfolgtem Frieden, abgedankt worden. Sie hat in seinem langwierigen Krankenlager, was sie gehabt, zu seiner Heilung verwendet. Er ist endlich gestorben. Sie hat zu

M 2

, weit

„weit entfernten Verwandten ihre Zuflucht nehmen wollen. Von Gram und Nachtwachen entkräftet, ist sie unterwegs so krank geworden, daß sie, ohne Lebensgefahr, nicht weiter reisen konnte. Die Gräfinn, die den Beweis ihrer Aussage in einigen Briefschaften, die sie bey sich gehabt, gefunden hat, ist sehr gerührt. Sie hat mich vorausgeschickt, um einen Wagen anspannen zu lassen, und einen Knecht nach der Stadt zu senden, einen Arzt zu holen. Sie läßt sich bey der Gesellschaft, ihres langen Ausenbleibens wegen, entschuldigen. Sie will, die Kranke selbst nach dem Schlosse begleiten.

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge, der Oberste aber drehte sich auf einem Absätze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth aufs höchste gestiegen war, fuhr hart heraus: „Die Gräfinn beweiset in der That eine übertriebene Gütigkeit, daß sie alles Gefindel bey sich aufnimmt. Eine Person von der Landstraße! — Am Ende gehts Personen so, die sich über ihren Stand erheben wollen. Wer weiß, wo sie Kammermädchen oder Gesellschaftsjungfer gewesen ist. — Es ist Zeit, daß wir abreisen, denn die Gesellschaft, — — Hier nahm sie eine Priese zur Contenance, ließ ihre Dose fallen, und rief Marianen:

„Mein

„Mein Kind! nehme Sie mir doch die Dose auf!, —

Mariane, über die ganze Scene erstaunt, stand sprachlos da; denn so weit hatte das Fräulein die Unhöflichkeit noch nicht getrieben. Säugling sprang auf, und überreichte dem Fräulein die Dose.

„Lassen Sie,, rief sie,, lassen Sie, Herr von Säugling, Mariane wird sie schon ...

Säugling nahm allen seinen Ernst zusammen, und versetzte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, Ihnen aufzuwarten, halte ich nur für meine Schuldigkeit.“

Das Fräulein maß ihn mit den Augen von oben bis unten, und schlug ein bitteres Gelächter auf.

Mariane, welche empfand, daß die Demüthigung, wodurch sie bis zu einer gemeinen Dienstmagd herunter gesetzt werden sollte, zu den Beleidigungen gehöre, für die man, so grob sie sind, keine Worte hat, um sich darüber zu beschweren, konnte nicht verhindern, daß sich nicht eine Thräne in ihr Auge drängte, und gieng stillschweigend ab, doch nicht ohne auf Säuglingen einen Blick zu werfen, in welchem er ihr ganzes Herz las.

Der Oberste, ob er wohl, an sich, Marianen gern diese Demüthigung erspart hätte, war doch wohl

M 3

damit

Damit zufrieden, weil er glaubte, daß sie Säuglingen, den er haßte, weil er ihn von Marianen geliebt glaubte, verdrießen würde. Um ihn noch mehr zu kränken, spottete er unhöflich über Marianen, nachdem sie weggegangen war.

Beleidigungen, die stufenweise steigen, können den geruhigsten Menschen endlich aufbringen, und wenn er edel denkt, wie Säugling wirklich dachte, so wird er die Beleidigung seiner Geliebten höher empfinden, als seine eigene.

Säugling antwortete also dem Obersten lauter und entschlossener als jemals; der Oberste fuhr im höhnerischen Tone immer weiter fort, bis ihm Säugling sehr trocken sagte:

„Ich kann Ihnen, in Gegenwart des Fräuleins, hierauf weiter nicht gehörig antworten, aber wir wollen uns deshalb besonders sprechen.“

Der Oberste lachte ihm in die Zähne, und rief spöttisch: „Mein gutes Herrchen, trotz des kleinen Federhuts, den es Ihnen zu tragen beliebt, sind Sie nicht von solchem Stande, daß ich Ihnen Satisfaction geben werde.“

„So! rief Säugling, Sie halten mich für wehrlos, und erlauben sich doch, mich anzugreifen? Ist dieß wie ein Mann von Ehre gedacht? Aber ich bin
nicht

„nicht wehrlos. Wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, werde ich sie mir nehmen, oder Sie müßten jede kahle Sticheley doppelt von mir zurück bekommen, und es ruhig ertragen wollen.“

Der Oberste ward lauter, Sängling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen, daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, zurück, forschte nach der Ursach des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und verzeigte beide um so viel leichter, weil der Oberste eben kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte, der sanfte Sängling sey ein bloßes Jungferngesicht, und werde alles, was es auch sey, ohne Antwort einstecken.

Unterdessen gieng Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des ihr unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie glaubte, daß die Ehrenkölbische Familie nächstens abreisen würde. Rambold begegnete ihr, der, voll von seinem Projekte, im Garten herumirrte. Sie gab ihm den Arm, weil sie durch seine Unterhaltung ihre Gedanken am geschwindesten zu zerstreuen hoffte. Rambold schwakte, wie schon ge-



dacht, viel von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalistföhrchen, und die gute Mariane, die einen Anfsatz hatte, eine Gelehrte vorzustellen, mochte gern von Rambolden diese gelehrten Diskurse hören, um so viel mehr, da aus der Gesellschaft der Gräfinn alles, was das Ansehen von Belesenheit hatte, verbannt war.

Rambold hub also an, die lange Geschichte von der Regierung Königs Joh. Christoph, des Dummen, und Königs Joh. Jakob, des Klugen, und von ihren Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewonnen, indem sie verloren, und verloren, indem sie gewonnen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freiheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyn Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan, was ihm recht deuchte; und wie man die Demagogen im Verdacht gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Hanthierung getrieben hätten, und wären gar nicht mehr

gekom-

gekommen ins Forum; und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und wie sich da hätten weise und erlauchte Männer zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich, wenn es beherrscht würde. Hätten ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feyerkleider, und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jeder mann tiefe Reuerenze machen, und dergleichen mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen festgesetzt; und wäre nunmehr alles richtig; nur, wer regieren solle, wisse man noch nicht, darüber wären die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinigkeit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath zu kommen; und würden darüber heimliche Unterhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, viel Theil habe, und, wegen seiner weitläufigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern, noch gewiß glaube, ein ansehnliches Ehrenamt davon zu tragen.

Alle die Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Lek-



tur, keinen Theil zu nehmen wußte; so wie etwan wunderbare Geschichten von neu entdeckten Völkern im Südmeere, der Sonderbarkeit wegen, Aufmerksamkeit erregen, auch bey denen, die sonst nicht Lust haben diese fremden Völker zu besuchen, die sich weder von den Otahitischen Jungfern, voll Süßigkeit, wollen lieblosen, noch von den Neuseeländischen Herren, voll Stärke, wollen fressen lassen.

Unter diesem langen Gespräche hatte sie Rambold unvermerkt in das an den Garten stoßende Wäldchen geführt, sie waren in demselben schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen, als plötzlich einige starke Kerle hinter einem Baume hervorsprangen, und Marianen ergriffen. Rambold war unbewaffnet. Er suchte zwar von einem Baume einen Knüttel abzureißen, er hielt sich aber so lange dabey auf, daß Mariane gemächlich zu einem nahestehenden sechsspännigen Wagen geschleppt werden konnte, der sogleich eiligst fortfuhr. Rambold lief zwar hinterher, und Mariane, die ihn erblickte, suchte aus dem Wagen zu springen, aber sie ward festgehalten, und der Wagen kam ihm bald aus dem Gesichte. Er verweilte noch einige Zeit im Walde, um dem Wagen Zeit zu lassen, sich zu entfernen; hernach eilte er zurück, und verkündigte, außer Athem, und mit erschrocknem

schrocknem Gesichte, Marianens Entführung. Die ganze Gesellschaft erstaunte. Säugling, dessen Nerven durch den Zank mit dem Obersten schon ziemlich erschüttert waren, bekam eine Anwandlung von einer Ohnmacht, erholte sich aber augenblicklich, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen, so sehr ihm auch Rambold dieß widerrathen wollte, der endlich, als Säugling auf seinem Sinne blieb, selbst mit ihm Marianen nachritt. Der Oberste wollte ein gleiches thun, aber das Fräulein verlangte seinen Arm und seine Gesellschaft, führte ihn in den großen Saal, und zwang ihn, Pifet zu spielen.

Fünfter Abschnitt.

Säugling kam den folgenden Tag, ermüdet und trostlos zurück, ohne Marianen gefunden zu haben, welches sehr natürlich zugienge, weil Rambold gar nicht für gut fand, ihn auf den Weg zu führen, den der Wagen genommen hatte. Er fand einen Brief von seiner Tante, die nunmehr, da Mariane aus dem Wege geschafft war, weiter keine Zeit verliessen wollte, und ihm empfahl, alles anzuwenden daß seine Verbindung mit dem Fräulein

lein zu Stande käme. Dieß war aber, bey seinem
ihigen ganz neuen Schmerze über Marianens
Verlust, eine Sache, daran er gar nicht denken konnte
und wollte. Die Frau von Hohenauß schrieb zu
gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehren-
kollb, worinn sie derselben die Absichten ihres Neze-
fen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab.
Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn
theils hatte sich die Frau von Ehrenkollb niemals
vorgestellt, daß die Absichten eines Menschen, wie
Sängling, der nicht von Familie war, so hoch
gehen sollten, daß er an ihre Tochter denken dürfte,
theils hatte sie ist ein viel nothwendiger Geschäft im
Sinne. Das Fräulein von Ehrenkollb, die zu allen
Launen einer verkehrten Petitemaitresse noch allen
Eigensinn eines verärrtelten Muttertöchterchens hinzu-
that, hatte den vorigen Abend dem Obersten, der
ihrer beständigen Eifersucht ohnedieß überdrüssig war,
und den Marianens unvermuthete Entfernung noch
verdrießlicher gemacht hatte, so übel mitgespielt, daß
er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Mor-
gen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem
Gute zurückreiste. Das Fräulein vermistete in ihm
nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der ih-
gen Einsamkeit empfand, aber künftig bald zu erset-
zen

zen vermeinte; ihre Mutter aber, welche die Sache, von Anfange an, viel ernsthafter angesehen hatte, befürchtete einen reichen Schwiegersohn zu verlieren, der ihre verschuldeten Güter wieder in Stand setzen könnte. Die Mutter hatte also mit der Tochter eine lange Konferenz über diese wichtige Sache, und die letzte ward endlich so gründlich überzeugt, welche nützliche Sache ein Mann von Range und Reichthum für eine Dame sey, die am Hofe leben will, daß sie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Obersten von neuem wieder anzuknüpfen. Die Frau von Ehrenkollb antwortete also der Frau von Hohenauf in sehr kalten und in sehr stolzen Ausdrücken, und reiste den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wobey Sängling kaum ein mäßiges Kopfsneigen beym Abschiede erhielt.

Der Gräfinn war Sänglings Liebe gegen Marianen unverborgn geblieben. Da sie mit Marianen auf einem sehr vertraulichen Fuße lebte, so hatte sie auch denselben Neigungen zu erforschen gesucht; Mariane war aber in diesem Stücke gegen sie so zurückhaltend gewesen, daß sie von Marianens Liebe gegen Sänglingen nichts gemerkt hatte. Jetzt aber glaubte sie, durch die Entführung, schnell ein Licht in dieser Sache zu erhalten. Sie war sehr geneigt, Säng-

Sänglingen für den Urheber dieser Frevelthat zu halten, worinn, wie sie glaubte, Mariane gewilligt hätte. Sie ward in dieser Vermuthung bestärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Sänglings Hand geschrieben fand, nebst verschiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgesendet worden, aber ist doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider sie abzulegen schienen. Die Gräfinn war daher wider die arme Mariane äußerst entrüstet, und eben so zornig auf Sänglingen, der, wie sie glaubte, die Gassfreyheit so schändlich beleidigt hatte, der eine romanhafte Liebe vorgab, und ihr ihre Gesellschafterinn aus ihrem Schlosse entführte, wobey sie ihm, trotz seines züchtigen Zustandes, eben nicht die reinsten Absichten zutraute. Sie setzte Rambolden über die Aufführung seines Jünglings zur Rede, der, um den Verdacht von sich abzuwälzen, ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, Marianen noch mehr anklagte, und die Geschichte ihrer Entlassung von der Frau von Hohenauf auf eine ihr sehr unvortheilhafte Art erzählte. Die Gräfinn hielt nun ihre Vermuthung für vollkommen bewiesen, und ließ den unschuldigen Sängling so viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich die Ursach davon nicht recht

recht begriff, dennoch sich entschloß, unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen; in welchem Vorhaben er von Rambolden gar sehr bestärkt ward, der nichts mehr wünschte, als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben, damit er bald zur Frau von Hohenauß zurückkehren, und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Gräfinn Abschied, die sie mit sehr kalten Höflichkeitsbezeugungen entließ.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zertrümmert, und jeder war, einzeln für sich, mißvergünzt, und schmolle; bis auf den boshafte Rambold, der sich heimlich freute, daß sein Anschlag so gut vor Statte gieng, und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darin fand, daß er, während der Reise, einige Stanzas über seine Entfernung von Marianen in seine Schreibtafel schrieb.

Sechster Abschnitt.

Mariane war, unterdessen dieß vorgieng, mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie von ihnen durch ihre öfteren Fragen hätte erfahren können, wohin sie sollte geführt werden. Sie hatten, so viel möglich, die

Land:

Landstraßen vermieden, und nur, auf abgelegenen Vorwerkern, Pferde, die schon für sie bestellt waren, gewechselt, ohne daß Mariane aus dem Wagen steigen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwendig quer über eine Landstraße fahren. Mariane erblickte auf der Landstraße einen Postwagen. Sie schrie aus dem Wagen. Ihre Begleiter in der Kutsche wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem Kutscher zu, er solle eilen, welches auch geschah; aber auf Marianens fortdaurendes Geschrey, fuhr der Postwagen nicht allein geschwinder, sondern ein Mann zu Pferde, der neben dem Postwagen ritt, näherte sich, und holte in kurzem den Wagen ein. Er schrie dem Kutscher zu, er solle still halten, der sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward eine Pistole auf ihn gerichtet; indem sie aber losgedrückt wurde, schlug sie der Reiter mit seinem Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße verwundete. Indem dieß geschah, öffnete Mariane auf der andern Seite den Schlag, und sprang ohne Schaden heraus. Der auf dem Boock sitzende Bediente traute sich nicht, dieses zu hindern, weil der Postwagen ganz nahe war, von dem vier oder fünf Reisende abgesprungen waren, und zu Hülfe eilten; daher der Kutscher mit verhängtem Zügel davon jagte.

Maria:

Mariane fiel im Springen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der, mit einem Spanischen Rohre in der Hand, vorangelaufen war, und den Wagen bey nahe erreicht hatte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Erstaunen, so erblickte sie ihren Vater, und lag in seinen Armen. Indes daß beide sich ihrer Freude über die unerwartete Zusammenkunft überließen, besichtigten die übrigen Reisenden den Verwundeten, den die Kugel nahe am Schienbein gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, auf den Mariane gleichfalls stieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort, bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Wunde, nachdem dem andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie nahmen sich also vor, zu der Gräfin zurückzukehren, zumal da der Verwundete in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus mietete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariane und der Verwundete vorwärts, und Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen; denn Sebalus, der durch die

N

Freude,

Freude, seine Tochter wiedergefunden zu haben, ganz verjünget war, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Verwalters Pferd, und trabte neben dem Wagen her. Da ihm dieß in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe, wo sie den Mittag anzuhalten gedachten, die Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Sebal- dus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus den Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie, daß keine Mittagsmahlzeit bestellt war, und, was noch mehr, daß niemand den Sebal- dus gesehen hatte. Mariane und Hieronymus wurden dadurch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden gewartet hatten, schickten sie einige Bauern auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurück kamen, ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch ihre Angst nicht wenig vermehrt ward. Sie warteten diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bekümmerniß weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie

Sie kamen in kurzem auf dem Gute der Gräfinn an. Mariane begab sich sogleich mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfinn mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasungen, so sehr wider die gute Mariane eingenommen, daß sie dieselbe sehr kalt bewillkommte. In der That war der äußerliche Anschein ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfinn, wie die Entführung veranlaßet worden, konnte sie nichts mehr antworten, als daß sie von unbekannten Leuten auf einen unbekannten Weg geführt worden, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dieß war in der That unwahrscheinlich, und daß Mariane schien die Wahrheit verhehlen zu wollen, that ihr in dem Gemüthe der Gräfinn noch mehreren Schaden. Die Gräfinn erinnerte sie, wie vertraulich sie mit ihr umgegangen wäre, und daß sie ihr doch aus den Vorfällen bey der Frau von Hohenauf, und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen, ein Geheimniß gemacht hätte. Sie zeigte ihr die gefundenen Briefe von Säuglingen an sie, woraus genug erhellte, wie genau diese Verbindung gewesen, Sie erinnerte sie an ihre und seine Verlegenheit, bey seiner Ankunft, und an viele andere kleine vorher nicht be-



merkte Umstände. Sie erzählte, mit welchem unge-
gewohnten Eifer sie Säugling gegen den Obersten
vertheidigt habe. Alles dieß zengte wider Marian:
nens Aussage. Sie konnte sich durch nichts verthei-
digen, als durch ihre Thränen, die oft die Waffen
der Unschuld, aber eben so oft auch der Deckmantel
der Verstellung sind; und Hieronymus Vorstellun-
gen, dem alle vorgestellten Begebenheiten unbekannt
waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab. Sie sagte zu
Marianen: „Es ist in dieser Sache ein Geheimniß,
das ich nicht aufzuklären vermag. Ich liebe Sie, und
wünsche daher, daß Sie unschuldig seyn mögen.
Sind Sie es, so erinnern Sie sich doch aufs künfti-
ge, daß ein Frauenzimmer, das sich mit einer
Mannsperson in ein Liebesverständniß, in einen ge-
heimen Briefwechsel einläßt, und wenn es auch in
der unschuldigsten Absicht wäre, derselben einen
großen Vortheil über sich einräumet, und daß sie
Verdacht erregen kann, wo sie es am wenigsten
wünscht. Eine solche kleine Intrigue kommt
einem jungen Frauenzimmer, ich weiß es wohl, so
romantisch, so empfindsam vor, es dünkt sich so
vom gemeinen Haufen unterschieden, einer Sappho
oder Hero so ähnlich, wenn es an seinen Phaon
oder

oder Leander denken und schreiben kann. Dieses romantische Wesen aber, (wozu Sie, meine liebe Mariane, einige Anlage haben,) ist zwar in Büchern und in Gedichten schön und gut; wenn es aber ins gemeine Leben gebracht wird, so verursacht es, daß niemand sich in die Lage schickt, in die er vom Schicksale gesetzt ist, sondern eine eigne Welt für sich allein haben will. Ich wenigstens bin keine Liebhaberinn davon, und ich verlange eine Gesellschafterinn, die davon ganz frey ist. Die unbekannte Person, die sich für Sie so stark interessirt, wird nicht sogleich ablassen; und dieß könnte sich in eine neue Entführung oder in eine andere unvermuthete romanhafte Scene endigen. Wir können also nicht auf dem vorigen Fuße zusammenbleiben. Indessen sollen Sie nicht verstoßen seyn; bleiben Sie in meinem Hause, bis Sie auf eine anständige Art versorgt werden; und wenn Sie sich über den letztern unerklärlichen Vorfall rechtfertigen können, will ich selbst für Ihr ferneres Glück Sorge tragen.

Mariane weinte bitterlich, daß sie erst ihren Vater und nun auch ihre Gönnerinn verlor, und daß ihr Schicksal sie, ohne ihr Verschulden, in einen Verdacht brachte, den sie nicht widerlegen konnte, und der noch dazu, unglücklicherweise, wahrscheinlich war.

Sie gieng in ihr Zimmer, und überlegte mit Hieronymus, was in ihren igiten Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag halb sinnlos auf einem Lehnsuhle, und zerfloß in Thränen. Hieronymus samm auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verwarf. Endlich besann er sich auf den Freyherrn von D***. Dieser würdige Mann hatte eigentlich Wilhelmens Heurath mit Sebaldus veranlaßet*), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorsatz gehabt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Bösewicht erheben, und keinen rechtschaffenen Mann, in Ungnade, unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Mänke der Hoffschranzen werden mußte, und selbst in Ungnade kam; wenn man es Ungnade heißen kann, daß ein ehrlicher Mann der Abhängigkeit entzogen, und sich selbst, seinen Gütern, und seiner Familie wiedergegeben wird. Der Herr von D*** hatte seitdem, auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als ein Vater seiner Unterthanen gelebt. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe, der er in ihrer ersten Jugend

*) S. Wilhelmine, S. 200.

Jugend sehr gewogen gewesen war, erkundigt, und dieß brachte den Hieronymus auf die Gedanken, daß Mariane bey ihm die sicherste Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit seinem Reisegefährten, dem Verwalter, wie dieser Voratz am besten auszuführen sey. Denn seine Geschäfte riefen ihn auf eine weitere Reise, entfernt von seiner Vaterstadt; und hier wollte er Marianen auch nicht lassen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte, und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Marianens Unfall sehr zu Herzen zu gehen schien, bestärkte ihn in diesen Gedanken; und um ihn zu beruhigen, schlug er vor, daß er Marianen mit sich nach Hause nehmen wollte, wo sie so lange bey seiner Frau bleiben könnte, bis seine Wunde völlig geheilt sey; alsdann wolle er sie selbst zum Hrn. von D***, der ihm sehr wohl bekannt war, bringen, und denselben auch vorher davon benachrichtigen.

Hieronymus billigte diesen Vorschlag, und die Gräfin, die Marianen im Grunde herzlich liebte, und des Hrn. von D*** vortreffliche Eigenschaften kannte, war damit auch sehr wohl zufrieden. Sie nahm von Marianen den freundschaftlichsten Abschied, gab ihr, mit einer mütterlichen Fülle des Her-



zens, die weisesten Lehren und Erinnerungen, und beschenkte sie mit einer ansehnlichen Summe. Mariane empfand alles, was sie an dieser edlen Dame verlor, küßte ihr weinend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und so stieg sie mit schwerem Herzen in den Wagen, und kam, in kleinen Tagereisen, in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie wissen, wie es in der Welt zugeht. Diese Leute glauben bemerkt zu haben, daß diejenigen in der Welt am weitesten kommen, die sich um den Nutzen anderer viel weniger bekümmern, als um ihren eigenen, die niemand gutes thun, als den sie zu brauchen gedenken, und also den hilflosen Unglücklichen, der vor ihren Füßen niederfällt, liegen lassen, ohne ihn anzusehen, um sich zu dem zu drängen, der sie ein Paar Schritte weiter fortziehen kann. Mit diesen brauchbaren Grundsätzen war er in der Welt ziemlich fortgekommen; denn er war aus dem allerniedrigsten Stande bis zur Stelle eines Verwalters ansehnlicher adelicher Güter gestiegen, und verwaltete sie mit so gutem Erfolge,

folge, daß er eine Möglichkeit vorher sah, er werde in einigen Jahren einen Theil davon kaufen können. Dabey hielt er freylich Recht und Unrecht für dasjenige, womit man entweder etwas vor sich bringen, oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen kann; so lange er also dieses nur nicht zu befürchten hatte, war sein Augenmerk beständig auf jenes gerichtet. Die Geschichte von Marianens Entführung, davon sie selbst die Veranlassung nicht anzugeben wußte, hatte ihn neugierig gemacht; er hatte also, unterdessen daß Mariane und Hieronymus auf dem Schlosse gewesen waren, einige Bedienten der Gräfinn, die sich in der Schenke, wo er abgetreten war, einfanden, über die vorhergehenden Begebenheiten und über die Gesellschaft, die auf dem Schlosse gewesen war, ausgefragt, und aus allen Umständen den Schluß gezogen, daß der Oberste, dessen Neigung zu hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, die Entführung könne veranstaltet haben. Er hütete sich aber wohl, davon etwas gegen Hieronymus und Marianen zu erwähnen; denn er glaubte, sich durch diese Entdeckung für das Pferd, mit welchem Gebaldus verloren gegangen war, und für die Wunde, die ihm seine unbefugte Neugier (denn was gieng's ihm eigentlich an, daß jemand auf der Land-

N 5

straße

Straße entführt wurde?) zugezogen hatte, reichlich bezahlt zu machen. Anstatt also Marianens Aufenthalt dem Freyherrn von D*** zu melden, so meldete er denselben lieber dem Obersten, und benannte ihn zugleich den Preis, um welchen er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er gieng hiebey des Halbs so offenhertzig zu Werke, weil er im Laufe der Welt gefunden hatte, daß selbst vornehmere Leute, als er, die er, um seine Zwecke zu erlangen, zu bestechen nöthig gehabt hatte, wenn es wirklich ihr Ernst gewesen Wort zu halten, lieber vorher um den Preis ihrer Protektion gehandelt, als sich auf eine ungewisse Freygebigkeit verlassen hatten.

Der Oberste, der sich das Glück nicht hatte träumen lassen, Marianen sobald wieder zu sehen, noch weniger, sie in seiner Gewalt zu haben, gieng alle Verbindungen ein. Der Verwalter reisete also mit ihr fort, unter dem Vorwande, sie zu dem Hrn. von D*** zu bringen, und nahm ein Nachelager auf einem der Güter des Obersten. In der Schenke war schon bestellt, daß sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre. Der Verwalter fuhr also nach dem herrschaftlichen Hause, wo er den Aufseher zu kennen vorgab. Sie traten ab. Hier verließ er des Nachts heimlich Marianen, und
den

den folgenden Morgen bekam sie unvermuthet den Obersten zu sehen.

Der Oberste war ein Männchen, das, wie wir schon bemerkt haben, von seiner Person eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahr auf Uniz verstraten reiten lernen, und Viliard gespielt, hatte sich, etwan ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden ein Regiment gekauft, mit dem er verschiedenen Souragierungen beygewohnt, es bey einigen Rückmärschen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehalten in die Winterquartiere geführt hatte. Die folgende Zeit hatte er meist am Hofe zugebracht. Aus diesem glorreichen Lebenslaufe glaubte er, müsse erhellen, daß er ein Mann sey, gelehrt, tapfer und voll Weltkenntniß. Er suchte alle Dinge zu affektiren, die ihm die Natur versagt zu haben schien. Unerachtet er in seinem ganzen Betragen flüchtig und läppisch war, so pflegte er doch gemeiniglich eine gewisse Miene anzunehmen, und den Zeigefinger an die Nase zu legen, wenn er gleich gar nichts tiefsinniges sagte. Unerachtet er unbeständig und veränderlich war, und dabey die Bequemlichkeit liebte, so redete er doch beständig von der Standhaftigkeit, von der Anstrengung und Anspannung der Kräfte, und von festen Vorsätzen, die man unverrückt ausführen mußte.



müßte. Ob er gleich, durch frühzeitige Ausschweifungen, fast zu allen Wollüsten untüchtig war, so war doch Genuß immer sein drittes Wort. Nach dieser Beschreibung sollte man kaum glauben, daß ein solcher feyerlicher Hasenfuß in der menschlichen Gesellschaft nur habe erträglich seyn können, wenn man nicht täglich sähe, daß eine vornehme Geburt, eine Engländische Kutsche mit einem Zuge von sechsen, und ein ziemlich leidliches Angesicht, eben so große und größere Thoren zu liebenswürdigen Kerlchen macht. Unser Mann hegte übrigens den ersprießlichen Grundsatz, daß man in allen Vorfällen um sein selbst willen handeln müsse, und daß daher derjenige, der Kraft habe, denjenigen, der schwächer sey, ohne Bedenken zwingen müsse, seinen, als des Stärkern, Absichten zu folgen. Da nun das weibliche das schwächere Geschlecht ist, so folgerte er ganz natürlich, daß alle Mannspersonen ein unwidersprechliches Recht hätten, alle Frauenzimmer nach eigenem Willen zu behandeln. Zwar gab er zu, daß Stand, Erziehung, Stolz, Sprödigkeit und Eigensinn, dem Frauenzimmer eine gewisse Art von zufälliger Stärke geben könne, die man Tugend nenne; aber er meinte auch, daß, wenn eine Mannsperson, neben der diesem Geschlechte eigenthümlichen Kraft, noch genugsamen Ver-

Verstand habe, die schwache Seite eines Frauenzimmers zu finden, er unfehlbar über sie triumphiren werde. Da er sich nun Verstand in hohem Maße zutraute, so ist leicht zu erachten, daß er überzeugt gewesen, kein Frauenzimmer könne ihm widerstehen.

Er griff also auch ungesäumt Marianen an. Ihre bisherige Zurückhaltung hielt er für Stolz. Wenn er diesem schmeichelte, glaubte er, wäre das meiste geschehen. Er begegnete ihr mit der größten Höflichkeit und Unterwürfigkeit. Er ersuchte sie, sein Haus als das ihrige anzusehen, bis der Verwalter zurückkäme, von dem er vorgab, daß er, wegen eines unvermutheten Geschäftes, eine Reise von einigen Meilen gethan hätte, und versprach, daß er sie allensfalls in seiner eignen Kutsche weiter bringen wolle. Mariane ließ sich aber in dieser Falle nicht fangen. Sie bestand darauf, unverzüglich auf dem ersten dem besten Bauerwagen, oder auch zu Fuße, weiter zu gehen. Sie sagte dieß so dreist und ernsthaft, daß er seinen Angriff änderte. Seine glühende überschwengliche Liebe wurde vorgebracht; Mariane war die Göttin, die er anbetete, zu deren Füßen er sich und sein ganzes Vermögen niederlegen wollte. Mariane, voll edles Unwillens, würdigte ihn keiner Antwort, son-

sondern wollte stehendes Fußes weggehen, das äußere Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Punkt ausgenommen, daß sie sich nicht wegbegeben müsse. Mariane fragte voll Unwillen, wer das Recht habe, sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Liebe vor; er bat, er beschwor sie, er versicherte auf den Knien, sie habe von ihm nichts unanständiges zu besorgen; selbst ihrer Gesellschaft, so angenehm sie ihm sey, wolle er sich entziehen, wenn er ihr beschwerlich fiele. Mariane warf sich in einen Stuhl und weinte; er fuhr fort zu bitten und zu versprechen; und sie mußte der Gewalt nachgeben, und wider ihren Willen da bleiben.

Sie begab sich in ein ihr angewiesenes Zimmer Sie untersuchte sorgfältig, ob irgendwo ein verdeckter Eingang seyn könne; aber es war alles sicher. Sie frühstückte allein. Sie gieng nachher in den Garten. Sie bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werde entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht sehen. Es giengen einige Tage hin, in denen sie alles empfand, was ihr izziger Zustand schreckliches, und
die

die Aussicht ins künftige beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit der größten Ehrfurcht. Sie konnte ihm zuletzt nicht abschlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem kurzen Spaziergange, in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe, und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihm aufs entschlossenste zu versichern, daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegweisen lassen möchte; und sie selbst sann beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste, der sich einen so starken Widerstand nicht vermuthet hatte, ward dadurch noch mehr er-
hitzt, und sieng an auf andere Plane zu sinnen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle die sinnreichen Mittel, die von entflammten Liebhabern gebraucht worden, um bey ihren widerspenstigen Gebieterinnen zu ihrem Zwecke zu gelangen: z. B. die Ehe zu versprechen, und sein Wort nicht zu halten; die Ehe zu versprechen, und
sich

sich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu lassen; seiner Geliebten einen Schlafrunk zu geben, und sich in ihr Schlafzimmer zu schleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthüre machen zu lassen, oder durch einen Kamin hineinzusteigen u. s. w. Weil ihm diese aber sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Klarissa Harlowe, um seine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace anzufeuern, einen Charakter, den er beständig äußerst bewundert hatte, und nicht ohne Ursach, da ihm selbst Leibeskräfte und Geisteskräfte zum Guten und zum Bösen fehlten, um ein Lovelace zu seyn. Bey dieser Lektur fiel ihm auf, daß er das, was Lovelacen der Zufall gewährte, *) durch ausdrückliche Anstalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein Paar Vorhänge und ein Paar Bunde Stroh anzünden, und pochte nachher mit großem Getöse an ihr Zimmer, um sie aufzuwecken. Er glaubte gewiß, sie in der allerleichtesten Nachtkleidung zu treffen. Er irrte sich aber; denn Mariane, die von Anfang an sehr mißtrauisch gewesen war, hatte, ohne sich auszuziehen, in ihren gewöhnlichen

*) S. Geschichte der Klarissa, Deutsche Uebersetzung, 5. Th. 7. Brief, S. 70. u. f.

wohnlichen Kleidern geschlummert. Sie öffnete die Thür, voll Entsetzen, und da sie Rauch und Flammen zu Thür und Fenstern hereinschlagen sah, ergriff sie nur ihre Tasche und Uhr, und folgte dem Obersten, der seine Beute, durch Dampf und Funken, in den Garten bis zu einem abgelegenen Gartenhause schleppte, wo sich Mariane athemlos nieder setzte. Der Oberste wollte ihre erste Bestürzung nützen, fiel ihr zu Füßen, wiederholte seine Liebeserklärung feuriger als jemals, und ward in kurzem so unbescheiden, daß ihn Mariane mit beiden Händen so heftig von sich stieß, daß das Männchen, welches, wie schon bemerkt, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules war, rücklings zu Boden fiel. Ehe er noch, vom Falle betäubt, aufstehen konnte, sprang Mariane in den Garten. Dieser war von dem daran stoßenden weitläufigen Park, durch eine hohe grüne Hecke gesondert, die an einer einzigen verdorrten Stelle niedriger war. Diese Stelle hatte sich Mariane bey ihren Spaziergängen schon längst genau bemerkt. Sie schaffte

O

sich

sich da, durch die dürrn zerbrechlichen Sträucher,
leicht einen Weg in den Park, und da sie schnell
das Ende desselben erreicht hatte, so lief sie gerade
aus ins Feld, ohne sich umzusehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechs-

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Es ist Zeit, daß wir zum Sebalduß zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlassen haben, auf dem er voranritt, um in dem nächsten Dorfe, für die nachkommende Gesellschaft, eine Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Fuhrmann hatte ihn versichert, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Dieß war auch vielleicht einem Fuhrmanne nicht möglich, aber wohl einem Manne, wie Sebalduß, der selten ganz genau auf die Dinge Achtung gab, die um ihn waren, am wenigsten auf das Gleis einer Landstraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er anfieng, sich in eine Betrachtung über die zweyte Posaune in der Apokalypse zu vertiefen; dahingegen sein Pferd, welches fühlte, daß der

D 2

Zügel



Zügel an der Mähne hinabhieng, sich kurz darauf an einen vier Schritt vom Wege stehenden Heuschobler machte. Sebalduß merkte, nach einigen Minuten, daß das Pferd stille stand, und spornete es an, ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort, über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf demselben ein Paar Stunden fortgeeilt hatten, wunderte sich Sebalduß, daß er noch kein Dorf vor sich sah; doch ließ er sichs gar nicht träumen, daß er den rechten Weg könnte verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor den Krug, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es seitwärts nach dem Stalle zu, führte. Er selbst gieng sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube, um sich auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gegessen hatte, stand er auf, um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verfloßnen Zeit schloß, daß sie schon dicht vor dem Dorfe seyn müßte. Er wanderte fort, das Gemüth voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen, und eine neue Erklärung der zweyten Posaune

saune erfunden zu haben. Er hieng sonderlich diesem letztern Vergnügen so stark nach, daß er, nach geraumer Zeit, aus untrüglichen Kennzeichen merkte, er sey auf einem ganz andern Wege, als auf dem er gekommen war; denn er befand sich dicht vor einem andern Dorfe, und merkte, aus der Höhe der Sonne, es sey wirklich Mittag. Er eilte also zurück, und fand, zu seinem großen Erstaunen, daß die Gesellschaft noch nicht angekommen war. Er besürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet seyn, er foderte sein Pferd, um ihr entgegen zu reiten. Aber wie erstaunte er, da niemand von seinem Pferde etwas wissen wollte. Er hatte, wie es scheint, einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hause angesehen, und ihm sein Pferd gegeben, der sich aber, so bald er sahe, daß Sebalduß im Hause war, darauf geschwungen und es fortgeritten hatte. Er war also um seine Gesellschaft und um sein Pferd gekommen, und hatte zum Troste nichts, als seine apokalyptische Entdeckung, und ein übergahres Mittagessen auf vier Personen, davon er sich, so hungrig er war, doch nicht zu essen getraute, weil er immer noch auf die Ankunft seiner Gesellschaft hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger doch, sein Antheil davon zu verzehren, und die Wirthin nöthigte ihn, das ganze zu bezahlen.



Er wartete diesen und noch ein Paar folgenden Tage auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Er hatte weder den Namen des Dorfes, wo er auf sie warten sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten. Er sah sich also auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte, um dahin zu reisen. Da er also von der Wirthinn erfuhr, daß die Post nach Holstein den andern Tag durch das Dorf gieng, so setzte er sich, ohne ferneres Verweilen, darauf.

Er kam in wenigen Tagen, ohne weitem Zufall, bey dem Kammerjunker an, der sich auf seinen Gütern aufhielt. Dieser hatte, als er am Hofe war, den Mangel des Verstandes durch reiche Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber, durch seine Heurath mit einer reichen alten Wittwe, in den Stand gesetzt war, den Hof zu verlassen, und sich auf seiner Frauen Güter zu begeben, verdeckte er den oben gedachten noch immer fortdauernden Mangel durch eine andere Art von Virtu. Er schaffte sich eine Sammlung von antiken und modernen Münzen und Gemmen,

*) S. Wilhelmine S. 55.

men, von Kopien und Abgüssen alter Statuen und Basreliefe, und von allerhand ächten und unächten Griechischen und Römischen Alterthümern an. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen, und darüber zu schwätzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäftigung, daß er sich oft selbst einbildete, er habe Verstand und Gelehrsamkeit. Freysich gieng es ihm mit seinem Kabinette zuweilen, wie sonst mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin, statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahrer Alterthümer, Mühen und Gemmen, meist mit allerhand Lumpenzeuge angefüllt, welches den größten Werth davon hatte, daß es zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar war. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, durch die er hätte einsehen können, daß seine Alterthümer lange nicht alt genug wären, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbeile, Scheidemünzen und Petschaste, vollkommen eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben, wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er hatte weiter keine



Kenntnisse, als die er aus einigen Kompendien und Journalen aufraffte, und die ihm diejenigen einprägten, die ihm Münzen und Gemmen verkauften. Er fand diese auch zu seinem Zwecke, sich als eine wichtige Person zu fühlen, so vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte, andere und bessere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe hatte, wenn er gelehrte Leute reden hörte, still zu schweigen, und das, was sie gesagt hatten, in der nächsten Viertelstunde wörtlich, als seine eignen Gedanken, zu wiederholen, welches in vielen Vorfällen beynahe eben die Dienste that, als ob er selbst gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfing den Serbaldus mitten in seinem Kabinette, wo alle seine Herrlichkeiten zur Schau ausgestellt waren, sitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Elfenbein, doch aber von weiß angestrichnem Holze, mit bloßem halbgeshornem Haupte, wie ein Äthiischer Konsul, und in einem Schlafrocke, der nach dem ächten Modell einer Trabea zugeschnitten war, welches ihm, gegen reichliche Bezahlung, von einem gelehrten Professor, war mitgetheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderkunst gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieses Äthiischen Feyerkleides endlich einmal herauszubringen; wels

welches so vielen grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geschrieben haben, vielleicht bloß deswegen noch bisher nicht hat gelingen wollen, weil sie alle nicht wußten, ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuschneiden muß.

Nachdem er des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade; (denn seitdem er reich geworden, ergriff er gern jede Gelegenheit, wobey er den Mäcen spielen konnte:); doch bedauerte er es, daß er einen so grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben könnte, weil diese Stelle bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, der ein Schwestersohn eines Mannes war, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Cameo, in ächten Ambrä, und nicht etwa in Bernstein geschnitten, verkauft habe. Indessen lud er ihn doch auf den andern Morgen zum Frühstück ein.

Dies letztere geschah nicht sowohl des Sebaldus, als sein selbst wegen; denn, weil es seinen Nachbarn, die ohne dieß von allen Alterthümern aufs höchste alte Vokale und alte Bankothaler liebten, schon bekannt war, daß unser gelehrter Landjunker diejenigen, die er einmal in sein Kabinett bekommen konnte, so bald

O s

nicht



nicht wieder herausließ, so konnte er nur sehr selten jemand finden, der es besehen wollte.

Der gute Sebalduß, der von aller Kennerchaft weit entfernt war, mußte, unter manchem Gähnen und Häuspern, wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen aufgestellt waren. „Man muß damit, sagte der Besitzer, schon zufrieden seyn, weil man die Originale nicht haben kann.“ Er gieng ziemlich geschwind dabey vorüber, doch fuhr er seiner Venus von Medicis sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebalduß, ob ihm derselben Hintertheile auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smollet.*) Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten originalen Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickhäuchige Venus, und dickplüschige Minerva, dergleichen verschiedne Apolle, die wie Schneidergesellen ausfahen, breitschultrige Merkure, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestuhten Nasen. Von da kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochener Urnen, Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und

Beile,

*) S. Smollet's Reisen, nach der Deutschen Uebersetzung, S. 297.

Beile, und einer unzähllichen Menge unbrauchbares Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu erforschen seyn sollte, daß die Leute vor tausend Jahren Messer, Schnallen und Schlüssel gehabt hätten, beynahe eben so, wie wir. Von da traten sie ins Allerheiligste, wo die Gemmen und Münzen aufbewahrt wurden. Mitten im Zimmer stand des berühmten Lipperts Sammlung von Abgüssen auf einem zierlichen Gestelle. Der Kammerjunker machte ein Paar Schubladen davon nachlässig auf, und sagte: „Sie sind ganz artig, aber doch nur Abdrücke, ich halte auf Originale.“ Er besaß wirklich eine große Menge von plumpen und verzerrten Gesichtern, sehr stumpf in allerhand Steine geschnitten, denen er einen großen Werth beilegte. Er zeigte auch seine Münzen, auf deren vielen er dem Sebalbus den edlen Kost bemerken ließ. Sie waren alle unverfälscht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in sehr dicke Pappen gefaßt, so daß man Seite und Rückseite, nicht aber die Ränder sehen konnte. Er versicherte, daß diese Einrichtung sehr niedlich wäre, und daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten Antiquare, so gefaßt, sey verkauft worden. Was er aber mehr, als alles, zu schätzen schien, war eine Sammlung von Belagerungsmünzen und

Noth:

Nothmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech, Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Telleren mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, er besitze nicht wenig solche Münzen, die selbst der berühmte Klog in seinem gelehrten Werken de nummis oblationibus nicht gekannt habe, und er hoffe in kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, nemlich eine Nothmünze, in einer der Festungen geschlagen, die der berühmte Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschleßen ließ.

Indem er so mit großem Eifer seine Seltenheiten herauskriech, erblickte er von ungefähr an des Sebalduß Finger dessen Versähterring, worin ein Auser gegraben war. *) Cy! rief er aus:

„Cy! Was für eine schöne Antike haben Sie da?

„Sebalduß versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Versähtlerstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte, mit sonderbar schlauer Miene:

„Ja! ja! aber, ob er gleich modern ist, so möchte ich ihn doch wohl haben. Die Rameen::: von einer gewissen Farbe,::: von einem edlen Ziegelroth::: gefärbt

*) S. Bisthelmine S. 5a.

gefallen mir. Ich will ihn Ihnen abkaufen.
 ,fein. ,

Sebalduß antwortete: er habe diesen Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey, in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte dem Sebalduß die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte, mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antiken Arbeit; der Stein, sey ungezweifelt, ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Bayfius noch Ammelius, in ihren Werken *de re nautica veterum* angeführt hätten. Nunmehr nahm er den Sebalduß, welcher verstummte, und sich nicht getraute, dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebalduß schrieb an seinen Freund Hieronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft bey
 dem

dem Kammerjunker, und seine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Auf-
enthalte, und gieng darauf nach seinem neuen Pos-
ten, zum Archidiacon Mackligius ab.

Zweyter Abschnitt.

Der Archidiacon Mackligius hatte weder viel gute noch viel böse Eigenschaften. Er hatte gerade so viel studiret, als er zum Predigen und zum Beichtstühlen für nöthig hielt, das heißt, sehr wenig. Er hatte, von seinen Kandidatenjahren an, einen sehr hellklingenden vernehmlichen Tenor gepredigt, welcher der sämmtlichen erbgeseffenen Bürgerschaft sehr gefallen hatte; daher war er auch frühzeitig zum Diacon an einer Kirche seiner Vaterstadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht allein in die Archidiaconatsstelle, sondern ein Edelmann, der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Stipendium eines Stadtpredigers war, gab ihm dieselbe, neben seinem Archidiaconate, zu verwalten.

Mackligius hatte, bey'm Antritte seines Amtes, alle Wäcker, die man in diesem Winkel Holsteins für hym-
bolisch

bolisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der besondern Formula committendi dieses Städtchens von ihm verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben. Er war dabey sehr beruhigt, weil er nunmehr, durch einen heiligen Eid, der Nähe überhoben zu seyn glaubte, über die sämmtlichen in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren weiter nachzudenken. Er wußte zwar wohl, daß es noch erlaubt sey, dieselben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere Beweisgründe dazu aufzufinden; er fand aber weislich für gut, dieses zu unterlassen, weil er gar nicht einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisgründe nöthig seyn sollten, da alle Geistlichen, durch einen schweren Eid, sie zu lehren verpflichtet waren, und da man, seit mehr als hundert Jahren, in den Marschländern kein Beyspiel wußte, daß ein Laye einen Zweifel darüber gehabt hätte; auch in unermüthetem Falle leicht abzusehen war, daß man einen solchen, durch Versagung der Absolution und Begreifung vom Abendmahl, genugsam würde im Zaume halten können. Er hielt sich also im Gewissen verbunden, die Zweifel, die ihm zuweilen, obwohl sehr selten, aufstießen, denen zur Verantwortung zu überlassen, von denen er war vereidet worden. Da er nun also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen hatte,

hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit, die ihm davon übrig blieb, brachte er, zur Motion, mit Graben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; denn er war ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Delfenarten und Tulpenzwiebeln, und zog sie in großer Vollkommenheit. Eine unverdächtige Beschäftigung. Denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern, und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu sich zu rufen pflegte. Daneben hatte er auch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und konnte bey aller Gelegenheit Sprüche anführen; welches ihm, wenn sich der Inhalt auch gar nicht zur Sache schickte, sondern nur etwan ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht sonderlich viel Bücher, und weil er meist aus dem Stegereife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer, daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt, und selbige wöchentlich nachtrug. Er hatte sie in so guter Ordnung, daß er mit Einem Blicke übers

sehen

sehen konnte, wer in dem vorigen Vierteljahre nicht gebeichtet hatte. Ein solches Beichtkind zeichnete er sich an, um, so bald sichs thun ließ, bey demselben einen Hausbesuch abzustatten; wobey er denn, gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf diesen Glaubensartikel am strengsten hielt. Sonst that er niemand etwas böses; und ob er gleich, wenn es sein Evangelium mit sich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu schelten wußte, so war er doch, im gemeinen Leben, ein ganz ungänglicher Mann, der, wenn sich jemand an ihn wendete, gern mit Rath an die Hand gieng, auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Steuer bekennen müssen, dem ehrlichen Mackligius ziemlich fest ans Herz gewachsen war.

Eben auch die Begierde, seine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn, den Sebalduß in sein Haus zu nehmen, und der Unterricht seines Sohnes war eigentlich nur eine Nebensache. Denn da Ehrn Mackligius der heilsamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menschlichern Studien, (*humaniora*) das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müsse, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß, die ein Theologe braucht, sehr füglich bis zur Universi-

tät verspart werden könne: so bestand die Unterweisung des jungen Heinz Mackligius beynahe bloß darin, daß er wechselsweise ein Pensum aus Dietrichi Institutionibus catechetis, aus Rhenii Grammatica latina, und aus Welleri Grammatica graeca auswendig lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buchstabierte. Nun hatte Heinz Mackligius (der, nach dem, was man in frühen Jugendjahren an ihm bemerkt hat, zu urtheilen, gewiß noch ein Pfeiler der orthodoxen Kirche werden muß,) eine so glückliche Sache, Regeln, die er nicht verstand, auswendig zu lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahe gar keine Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Unterricht, neben seinem Predigtamte, Gartenbaue und Hühnerfütterung, ganz gemächlich abwarten können; würde also auch wohl nicht daran gedacht haben, für denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm nicht, bey herannahendem Alter, das Predigen in seinem Filiale allzubeschwerlich geworden wäre. Der Weg war weit, und wenn er, nach geendigter Predigt, in der Sakristey den Klingbeutel ausschüttete, so schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Er ward darüber so verdrießlich, daß er einst das Filial ganz aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte, daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauungen

gen

gen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden, ungerechnet noch die Käse und Butter, nebst den fetten Hammeln und Gänsen, woran die gottseligen Marschlandsbauern ihrer Seelenhirten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Einfall, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und demselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Filiale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen, das Weichgeld hingegen, nebst den Taufen, Trauungen und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art hatte er klaren Vortheil. Er wälzte den Unterricht seines Sohnes, und die beschwerlichen Filialpredigten, von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr wenig vermindert.

Dieses sehr wenige war indessen, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebalduß ganz hinlänglich. Er trat also sein doppeltes Amt mit herzlichster Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr geruhig, bis ein kleiner Um-



stand seine Ruhe störte, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Rumor erregte.

Dritter Abschnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwey Meilen in die Runde um dieses Städtchen, ein sehr nütliches Institut angefangen, das wir allen Landpredigern, innerhalb und außerhalb Holstein, zur Nachahmung höchlich anrathen wollen. Es ist ein sehr gemeiner, und sehr oft nicht ungegründeter Vorwurf, den man den Landpredigern macht, daß sie auf dem Lande selbst zu Bauern und Kossäthen werden, und gänzlich vergessen, daß sie Gelehrten sind. Die Hauptursach davon ist wohl, daß sie, außer etwan auf Synodalversammlungen oder auf Wittwenkassenberechnungen, selten zusammenkommen. Sie erfahren daher nichts von dem, was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren also alle Lust, sich um gelehrte Sachen zu bekümmern, die ganz außer ihrem Gesichtskreis liegen.

Diesem Uebel vorzubeugen, war, auf Veranlassung des jüngsten Diaconus in der Stadt, Ehrn Pypshövenius, unter den sämmtlichen Landpredigern dieser Diöces die Verabredung genommen worden, daß

daß sie, besonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen sich zuvörderst sämmtlich balbieren, auch sollen sie wohl, unter der Hand, Dispositionen von vorjährigen Predigten gegeneinander ausgewechselt haben, die dadurch auf dieses Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben sie sich zu Herrn Pypsinövenius, wo sie die neuen Stücke der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit allemal auf dem Tische fanden. Wenn diese gelesen, und darüber diskutiert worden war, so wurden wohl, wenn es die Zeit erlaubte, noch andere neue oder nützliche Bücher vorgelesen: z. B. des Herrn D. Heins patriotischer Medicus, die in Bützow herauskommende Sammlung vermischter Schriften des tiefsinnigen Herrn Reinhard, verschiedene Deutsche Schriften des Herrn D. Crusius, als, der Enomon, oder Zeiger zum richtigen Verstande des Propheten Jesaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die Prophetische Theologie u. a. m. desgleichen einige aus Rudolstadt eingeschickte Einladungsschriften des Herrn Direktor Ulrich, oder Leichenpredigten des Herrn Inspektor Biel, die neuesten Lateinischen Verse der Hamburgischen Gymnasiasten, auch wohl einige ungedruckte neue exegetische Entdeckungen des Herrn



Erichson in Storkow, oder neue dogmatische Erinnerungen von Hrn. Paulsen in Wedel, oder neue politische Remarken und Epigrammen von Hrn. Westphal in Ebnung.

Wenn dieses vorbey war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gesetzte Zeche von sechs Lübschillingen, eine Abendmahlszeit von Holsfeltnischem Rauchfleische und Schlackwürsten, nebst gutem altem Eutiner Biere, aufgetragen. Dabey erzeigte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann, was an seinem Orte merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge, oder Drillinge, Kälber mit sechs Füßen, oder Hunde mit zwey Köpfen, Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchengucht aber durfte kaum irgendwo aufdrucken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beseuffet, die inländischen aber, (die freylich sehr selten vorfielen,) zur Abndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Reinigkeit der Lehre in diesem ganzen Kirchspengel nicht wenig befördert; denn Ehren Pypinsvenius trug das, was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit den folgenden Sonntag, nach geendigter

ter Vesper, dem Kirchenprobste Ehn D. Pudde-
wustius zu, der denn, nach Beschaffenheit der Um-
stände, die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Eins berichtete auch, in dieser Versammlung, einer
der Landprediger, Ehn Suursmittenius, daß sein
Schulmeister, ein Felmweber, und seiner wachsender
Mann, der die symbolischen Bücher ad ungern aus-
wendig wisse, am vergangenen Sonntage in dem St-
thale Ehn Macktigii, von dessen Informator eine
Predigt gehört habe, worinn behauptet worden, daß
man die Christen von andern Religionsparteyen
als seine Brüder lieben müsse. Ehn Suursmit-
nius setzte für sich hinzu, hieraus würde folgen, daß
man auch die Calvinisten als seine Brüder lieben
müsse, welcher Satz, bey igtigen Umständen, um so
viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstel-
lungen Rev. Ministerii ungeachtet, verschiedene Kalvi-
nische Tüchmacher in der Stadt das Bürgerrecht er-
halten hätten, zum großen Schaden und Aergerniß
der alt-evangelischen Einwohner, die noch wohl wär-
den in Hütten und Keller weichen, oder gar den
Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortginge.
Noch wolle der Schulmeister erzählen, der Infor-
mator habe auch gepredigt, Gott sehe aufs Herz, und
nicht auf die Lehre; man müsse daher auch tugend-



haste Juden und Heiden nicht geradezu verdammen. Er Smurmutenius aber, wolle, weils gar zu arg seyn würde, der Christlichen Liebe gemäß, glauben, der Schulmeister könne auch hierinn wohl falsch gehört haben.

Die Gesellschaft gieng auseinander. Aber diese Nachricht wurde, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehn Pypshövenius dem Kirchenprobst D. Puddewustius, wieder erzählt. D. Puddewustius schüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umständen, und schüttelte wieder. Er stieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder drey mal den linken Zeigefinger an die Nase, und, nach reifer Ueberlegung, entschloß er sich, bey dem Archidiaconus Ehn Mackligius nähere Anfrage zu thun.

Um bey der nähern Untersuchung dieser wichtigen Angelegenheit destoweniger Aufsehen zu machen, besuchte der Probst und der Diakon den Archidiacon den Montag nach Tische, als ob es nur von ungefähr im Vorbeygehen geschehe. Sie fanden ihn im Garten, im Kamisole, eine alte Nachtmüße auf dem Kopfe, und eine Schürze vorgebunden, die Spate in der Hand, beschäftigt, den vorher auf ein Salatsfeld ausgebreiteten Dünger, unterzugraben.

By

Hey der unvermutheten Ankunft des Probstes war zwar der Archidiacon ziemlich betroffen, er holte aber gar bald aus dem naheliegenden Gartenhause eine genähte baumwollne Perücke, nebst einer alten Summarie, die ihm im Hause statt eines Schlafrocks diente, so daß es, weil der Kirchenprobst sehr langsam einhergieng, und der Archidiacon sich sehr geschwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war, seinen geistlichen Obern zu empfangen.

Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom schönen Wetter abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Flusse in der Schulter und den Rückenschmerzen, denen Se. Hochwürden zuweilen unterworfen waren, geendigt war, kamen die Klagen über die schlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angesetzten Kalvinischen Tuchmacher erwähnt wurden; und hievon kam D. Puddewustius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldis von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen sollte gehalten haben. Ehrh. Mackligius war über den Inhalt derselben nicht wenig bestürzt. Er versicherte, daß er an keinem seiner Hausgenossen solche irrige Lehre leiden würde. Er wollte sogleich den Informator rufen lassen, daß er sich selbst in Gegenwart Sr. Hochwürden verant-

P ;

worte.



worte. Der Probst aber wollte blos nicht gestatten, damit es nicht etwa in der Stadt ein Aufsehen geben möchte. Er ermahnte nur Ehen MacKligium, seinen Informator in'sgeheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich so gelehrt habe, und ihn für fernerer Meinung in der Lehre ernstlich zu warnen, in welchem Uebertretungsfall aber ihn ganz abzuschaffen. Er versicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hornviehseuche durchs Tödschlagen der kranken Häupter, und die Heterodoxie durch Absetzen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt würden, und daß, in beiden Fällen, alle anderen Mittel zu weitläufig und überdies zu unkräftig wären. Hiemit nahmen die beiden Gäste Abschied.

Vierter Abschnitt.

MacKligium ließ den Gebaldus sofort rufen, und fragte ihn über den Inhalt seiner am Sonntage vor acht Tagen gehaltenen Predigt. Gebaldus läugnete nicht, daß der Inhalt so gewesen, wie ihn der Küster angegeben hatte. Der Archidiaconus erstaunte zwar nicht wenig, weil er aber sonst mit seinem Informator wohl zufrieden war, und auf so leidliche Bedingungen nicht so bald einen andern zu erhal-

erhalten hoffen konnte, so gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen, ihn zu überzeugen, daß er sich auf einer gefährlichen Lehre habe betreten lassen, der er nothwendig absagen müsse.

Seb. Und was ist an dieser Lehre verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben, als uns selbst? Ist davon derjenige unserer Nebenmenschen ausgenommen, der in Glaubenssachen anders denkt, als wir?

Macll. Dieß will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ist *κατ' ἀντιφρασιν* gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben, wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist es nun einmal der Grundverfassung gemäß, daß nur bloß rechtgläubige Lutheraner darinn wohnen können, und dabey muß man fest halten. Es ist also hier sehr bedenklich, zu predigen, daß man die Irrgläubigen lieben soll; denn wenn sie erst wissen, daß wir sie lieben, so werden sie auch bey uns wohnen wollen. Da gehts denn immer weiter. Dann würden auch symbolischen Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die Calvinischen

Luth.



Zuchmacher eingenistet? Was half das Widersprechen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede Calvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugalölser abgeben sollte, weil doch sonst die Jura Stolz litten, indem auf demselben Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Seb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen, die unserm Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Stolz, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darinn nicht geboten.

Ziel Disputirens war Mackligius Sache nicht. Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich aus: „Die Grundverfassung unserer Stadt ist einmal nicht zu ändern. Auf die symbolischen Bücher sind wir auch verpflichtet. Man muß keine Neuerungen gestatten. Die Verbindung ist einmal unverbrüchlich festgesetzt, und eidlich bestätigt, daß wir bey der alten Lehre bleiben, und uns jeder fremden Lehre standhaft widersetzen wollen; und nun kann man nicht wieder untersuchen, sondern die Sache muß ganz und gar ihre Weisheit

Verwenden haben. Wir können nun einmal keine Irlehrer, Calvinisten u. d. gl. bey uns haben, also muß man auch nicht lehren, daß man sie lieben müsse.

Sebaldus mochte immer einwenden, die Vernunft sage uns, eine ungereimte Verfassung könne gar wohl verändert werden, und eine Verbindung, die sich auf Unwahrheit stütze, könne nicht verbindlich seyn. Vergebens! Mackligius blieb dabey, daß, wenn man eine Verbindung einmal eingegangen sey, man dabey fest verharren müsse, sie sey beschaffen, wie sie wolle. Auf die Vernunft müsse man in Glaubenssachen überhaupt gar nicht achten. Man müsse sich dem fügen, was die Vorfältern festgesetzt haben; und so drang er dem Sebaldus einen Handschlag ab, daß er ferner solche Lehren, die den Irrgläubigen könnten vortheilhaft seyn, gar nicht predigen, sondern sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen wolle.

Einige Tage darauf sollte im Fithale ein Kind eines Schiffers, gekauft werden. Mackligius gieng mit dem Sebaldus hinaus. Als der erstere an den Taufstein trat, erblickte er einen Pather, den er nicht kannte. Er ließ ihn in die Sakristey treten, um sich näher zu erkundigen, und erfuhr, zu seiner nicht geringen Verführung, daß er ein reformirter Kaufmann aus Bremen

men sey. Mackligius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kürzlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pathen bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig; der Schiffer, dessen Niebder der Kaufmann war, und dem zu gefallen er ausdrücklich von Bremen über die Elbe gekommen war, erschrak sehr. Man suchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er war unbeweglich.

Der Kaufmann faßte sich endlich, und sagte: Wollen Sie mir nicht erklären, Herr Pastor, was bey einem Taufzeugen das Wesentliche, und was dabey das Zufällige ist?

Ich merke schon, rief Mackligius, daß Sie etwas von Mitteldingen, von Adiaphoris, schwätzen wollen; das gehört aber gar nicht hieher.

Nicht doch! versetzte der Kaufmann, vom Wesentlichen und Außerwesentlichen wollen wir reden. Meinen Sie nicht, das Wesentliche eines Taufzeugen sey, daß er bezeuge, wenn es nöthig ist, daß das Kind getauft worden, und daß er, in Ermangelung der Aeltern und Vormünder, für des Täuflings Erziehung Sorge?

Mackligius konnte dieß nicht läugnen.

Und

Aud nun! fuhr der Kaufmann fort, ist nicht das Opfer, das ins Becken geworfen wird, etwas zufälliges?

MacKligius, nach einigem Stocken, bejahte es.

Gut! sagte der Kaufmann, hören Sie also einen Vorschlag zum Vergleiche: Ich will, weil es denn Rev. Ministerium nicht anders haben will, allen wesentlichen Pflichten eines Taufzeugen entsagen. Ich will jedermann in Ungewißheit lassen, ob das Kind getauft worden; ich will mich hüten, für seine Erziehung zu sorgen, und wenn es auch Vater und Mutter verlieren, und von seinen Vormündern verlassen werden sollte. Kann mir denn nun wenigstens nicht erlaubt werden, das Zufällige eines Taufzeugen zu verrichten, und, nach vollbrachter Handlung, diese Dukaten ins Becken zu opfern?

MacKligius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Distinktion des Kaufmanns, und das Bitten des Vaters, für diesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulassen.

Raum waren sie wieder zu Hause angekommen, so rückte ihm Gebaldus vor, daß er nicht nach seinen eignen Grundsätzen handle. Denn, wenn eine feyerliche Verbindung unverbrüchlich müste gehalten

wer:



werden, so würde er Unrecht haben, wider dieselbe, einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

Ja! rief Mackligius, ein wenig verlegen, dieß war eine Ausnahme. Zudem sahe ich wohl, der Bremer war ein ganz guter Mann, der sich gerade bey uns nicht wird niederlassen wollen.

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögens auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten wir solche gute Leute, wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind, nicht lieben? —

Mackl. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an, so zu predigen; Sie können sonst sich und mich unglücklich machen. Wozu wollen wir denn die Calvinisten, und dergleichen Leute, so sehr lieben? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Heerde im Lande seyn, sonst kommt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben ist aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Religionsgesinnungen
meist

meist ganz friedlich neben einander leben; und wenn sie sich ja zuweilen ein wenig zanken, so bleibt doch alles im Staate in sehr guter Ordnung. Lassen Sie uns nur nicht wähnen, daß alle Wahrheit bey unserer Religionspartey zu Hause sey; lassen Sie uns vielmehr untersuchen, ob diejenigen, die wir für Erlehrer halten, nicht mehr Wahrheit mögen gefunden haben, als wir, und dann finden wir vielleicht, daß wir sie verehren und lieben müssen. Ich wiederhole nochmals, lassen Sie uns untersuchen, und lassen Sie uns keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein symbolisches Buch aufhalten, wenn wir Wahrheit suchen und finden können.

Nackl. Ach! mein lieber Herr Magister! Sie wollen doch immer so viel spekuliren! Diese Sucht mögen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgischen Lande mitgebracht haben. Da solls arg zugehen; da soll alles voll Motten und Sekten seyn. Das kommt her von dem unchristlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Und wenn denn einem auch hin und wieder ein Zweifel einfällt, so ist's ja besser, man unterdrückt ihn gleich. Dieß ist viel kürzer und besser, als daß man davon viel Redens macht, darüber denn andere auch irre gehen. Nein! lassen Sie mir immer die Lehrformeln und die symbolischen Bücher

Q

in



in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Uebel. Da ist ja so vieles in der Bibel, aus dem man sich sogleich nicht finden kann, und man würde seine ganze Lebenszeit untersuchen müssen, was man glauben soll, wenns nicht in der Augspurgischen Confession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dieß ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Auctorität der Kirche anführen. Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dieß thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben, was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen müßten. Wenn also der Pabst die Augspurgische Confession gemacht hätte, so würden Sie, Herr Pastor, ohne Bedenken ein Papist seyn.

Matth. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugehan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht dem wahren Geiste nach. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Von

der

der Lehre, die wir glauben sollen, müssen wir überzeugt seyn, und um davon überzeugt zu seyn, müssen wir sie untersuchen. Die bloße blinde Annahme einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dieß Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will, heißen, ist keine sichere Ueberzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und erst dann, wann wir durch vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt sind, kann sie moralische Wirkungen veranlassen.

Nackl. Aber, Herr Magister! wohin würden wir kommen, wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studieren! zumal zu unsern ihigen letzten betrübten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuweilen siehet, an der Ober-Elbe so viele neuerungsfüchtige Leute sind, die nichts thun wollen, als untersuchen, die uns eine ganz neue Theologie, ja sogar eine ganz neue Bibel machen wollen. Ja wahrhaftig! eine neue Bibel. Da schickt mir der Postmeister neulich mit den Zeitungen einen Zettel, daß ich 234 Mrk. auf eine Bibel pränumeriren soll, die einer in England, (ich glaube der Mensch heiße Kennikott,) will drucken lassen. Ja! daß Gott erbarm! 234 Mrk. in diesen schweren Zeiten! Und da sollen in

Q 2

dieser



dieser Bibel viele tausend Stellen ganz anders seyn, als in unserer Lutherischen Bibel! Nun sehen Sie einmal selber, was das für eine Verwirrung in unserm guten Holstein geben würde, wenn man nicht schon wüßte, was man zu glauben hätte.

Seb. Ich habe von dieser Bibel auch gehört; ich glaube aber, sie wird ganz und gar keine Verwirrung anrichten. Sie kann vielmehr einen sehr großen Nutzen haben. Denn wenn die Theologen, wie es nicht unterbleiben wird, über die Menge der Varianten, die der arbeitsame Engländer, für seine fünfzigtausend Pfund Sterlings, zusammengelesen hat, sich hundert Jahre lang werden müde disputirt haben, so wird man endlich wohl einsehen, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die Gott bey seiner Offenbarung zum Zwecke gehabt haben muß, nicht auf Schreibfehlern und Varianten, Muthmaßungen und Wortklaubereyen beruhen könne. Also auch von dieser Untersuchung über Varianten will ich niemand abschrecken. Ich glaube, die wahre Religion könne und werde die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten, und den Weizen von der Spreu zu sondern.

Mackli:

Macfligius rief sehr erschrocken: Nein! nein! die Menschen müssen nicht zu vorwichtig seyn. Wenn wir nicht der Untersuchungsucht ein Ziel setzen wollen, wer weiß, wohin wir noch gerathen können; da können wir noch Synkretisten und Indifferentisten, ja endlich gar Naturalisten werden.

Seb. Ich glaube nicht, daß uns die Untersuchung so weit führen werde, aber ich, für meine Person, folge dem Wege zur Wahrheit ganz gelassen, wohin er mich auch führet, ohne mir ein Ziel zu stecken, wo ich aufhören will.

Macfl. Ach! mein lieber Herr Magister! ich will lieber bleiben, wo ich bin, als mich so weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an solche Dinge denke: darum vermeide ich sie lieber, und das thun Sie nur auch.

Seb. Wenigstens will ich niemand zureden, hierinn weiter zu gehen, als ihn seine Neigung führet. Indessen erhellet aus allem diesem wenigstens so viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht zueignen können, daß wir die, die darüber anders denken, lieben dürfen, und toleriren müssen.

Macfl. Ja! ja! toleriren ist auch viel kürzer, als wenn man so viel untersucht. Wir wollen sie, wie Sie ganz recht sagen, lieber toleriren. Indessen,



um wieder aufs vorige zu kommen, thun Sie mirs immer zu gefallen, und predigen nicht ferner davon, daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung; und dann ist's bedenklich, wegen der Neuerung mit den Kalvinschen Tzuchmachern.

Seb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht geglaubt, daß die Lehre, die ich predigte, so neu wäre, daß dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte nur, eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen. Freylich! wenn die Ermahnung, unsere Brüder von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Erfolg haben sollte, daß man sie mehr haßte, so ist's besser, ganz davon zu schweigen.

MacKligius gab ihm von ganzem Herzen darinn Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und versicherte ihn, er kenne die rechthgläubigen Holsfeiner, und wisse gewiß, daß die Ermahnung, die Calvinisten zu lieben, bey ihnen nur mehr Haß zuwegebringen werde. Der ehrliche Sebaldus besenßzete eine so unchristliche Gemüthsverfassung, und gerieth in ein Lob einer wahren Christlichen Toleranz, und MacKligius, wohl zufrieden, daß er nur den Hauptpunkt, wegen des Predigens, von ihm erlangt hatte, stimmte ihm in allem bey. Sebaldus sagte viel schöne Sachen dar
über,

über, daß sich die Christen über allerhand Meinungen, die doch nicht ausgemacht wären, und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht unchristlicher Weise hassen, sondern sich vielmehr recht christlicher Weise vertragen sollten, und Mackligius sagte ja! einmal über das andere.

Indem sie in diesem Gespräche begriffen waren, trat ein Jude aus Mendsburg in das Zimmer, welcher beym Mackligius Geld umzusetzen und sonst zu handeln pflegte. Beide hatten sich, durch die schönen Träume von Christlicher Toleranz, die Einbildung so erhitzt, und das Gemüth in eine so selbstgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß sie sich stark genug fühlten, dieses Juden Bekehrung zu versuchen. Mackligius bewies ihm mit starken Gründen, daß der Messias schon gekommen sey. Der Jude versetzte, es könne sehr wohl ein Messias gekommen seyn, nur nicht der Messias der Juden, wofür er zum unwillkürlichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann seyn müßte, hingegen Mackligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbster Drittel einwechseln müssen. Sebalbus hielt sich an das himmlische Jerusalem; der Jude aber wollte nur vom irdischen Jerusalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß glaub-



glaubte, noch einst würden versammelt werden. Alle drey wurden sehr hitzig. Endlich brach der Jude kurz ab, sagte, wenn der Hr. Pastor heute nichts zu handeln habe, wolle er ein andermal wieder kommen, und gieng zur Thür hinaus. Mackligius schalt nicht wenig über den blinden und verstockten Juden. Gebaldus saß eine Weile, den Kopf auf den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er ist ein Mensch, wie wir, glaubt von seiner Meinung überzeugt zu seyn, wie wir, die ihn mit sich zufrieden macht, wie uns die unsrige. Lassen Sie uns, dem barmherzigen Gotte gleich, der uns alle erträgt, unsre Toleranz nicht nur auf alle Christen, sondern auch auf Juden und alle andern Nichtchristen ausdehnen.“

Fünfter Abschnitt.

Indessen hatte der Vorfall mit dem reformirten Taufzeugen in der Stadt kein geringes Aufsehen gemacht. Der Pastor Ehrn Vic. Wulkenkragenius predigte wider einen solchen grundstürzenden Irrthum, in den Vormittagspredigten, und der Archidiacon Ehrn Mackligius, ob er gleich sonst am

Streit

Streiten keinen Gefallen hatte, war doch, da seinen Weichkindern seine Reinigkeit in der Lehre verdächtig zu werden anfieng, genöthigt, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte sich in zwey Parteyen, davon der größte Theil wider Mackligius war, und man faßte einen Ministerialschluß, vermittelt dessen sowohl der Archidiacon, als der Informator, wegen falscher Lehre, vor dem Consistorium verklagt wurden.

Indessen dieses auf dem Tapete war, starb ein reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule, mit Wachslichtern und Schildern, und mit einer Leichenpredigt, begraben ward. Das ganze geistliche Ministerium gieng mit zur Leiche. Da war der Probst Ehn D. Puddervinstius, der Pastor Ehn Buhvedderius, der Pastor Ehn Lic. Wulkenfragenius, der Archidiaconus Ehn Weesteertius, der Archidiaconus Ehn Mackligius, der Diaconus Ehn Mag. Slabörderius und der Diaconus Ehn Pypsnövenius.

Ehn Wulkenfragenius hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte an dem seligverstorbenen, daß er vor den Käs



vinischen Gräueln beständig den größten Abscheu gehabt habe, und daß die, mit Unrecht der Stadt aufgedrungenen, Calvinisten, gewiß würden haben verdrusten müssen, wenn alle andere Brauer, so wie er, den weltlichen Vortheil, dem Eifer für die Rechtgläubigkeit nachgesetzt hätten. Nach geendigter Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung, kamen sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zusammen, wo diese Materie wieder vorgenommen, und die Indifferentisterei, daß man reformirte Tauszeugen zuließe, sehr bitter gerügt wurde. Ehren Weelsteertius nahm sich des bedrängten Mackligius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile schrien so stark, daß kein Theil den andern verstand; und weil die ministerialische Partey die heftigste, und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht die Minorität, die ihre Schwäche merkte, sich am Ende der Mahlzeit, nach der Hausthür gezogen hätte. Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem Streite der geistlichen Herren Antheil, und weil demselben, in seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben ein Calvinischer Tuchmacher unglücklicher Weise in den Weg kam, so ward derselbe, zur Bestätigung der
rechts

rechtgläubigen Lehre, mit Füßen getreten, und ihm ein Auge ausgeschlagen.

Dieser Vorgang, wobey sich die Regierungskanzley in Glückstadt, sehr unorthodoxer Weise, der Kalvinisten annahm, und dem geistlichen Ministerium mehrere Verträglichkeit und Behutsamkeit empfahl, machte des Mackligius Sache eben nicht besser. Lic. Wulffenkragenius, ein cholerischer Mann, der nicht verwinden konnte, daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Beweis gegeben worden, arbeitete eifrig, daß der gute Mackligius ganz und gar vom Amte abgesetzt werden sollte. Hierinn stand ihm, unter der Hand, Diacon Pypshövenius nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beystand seines Gönners, des Kirchenprobstes D. Puddewustius, in die Archidiaconatsstelle zu rücken dachte. Aber Archidiacon Weelstertius und Diacon Glabörderius, welche von der Gegenpartey waren, und überdem von der Vakanz, die durch Mackligius Absetzung entstand, keinen Vortheil zu ziehen mußten,

brauchts

brauchten ihre Bekanntschaften in vornehmen Häu-
 fern, wo sie Hofmeister gewesen waren, dergestalt,
 daß nur bloß aus dem Konsistorium ein Befehl an
 Mackligius ergieng, seinen Informator nie wie-
 der die Kanzel besteigen zu lassen, und sich, der Reini-
 gkeit der Lehre wegen, mit einem neuen Eide zu ver-
 binden. Diesen leistete er zwar ungesäumt, aber er
 verlor nichtsdestoweniger sein Füllal. Denn der
 Edelmann, der sich für die Reinigkeit der Lehre hätte
 ersehen lassen, hatte von ihm, durch die heimlichen
 Einblasungen des Diakon Pypshövenius, solche eine
 widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf
 seinem Erbgute nicht dulden wollte, sondern seine
 Pfarre dem Landprediger Ehn Suursnutenius,
 einem ehrbaren konfordsangfesten Manne verlieh, zu
 nicht geringem Mißvergnügen des Diakon Ehn
 Pypshövenius, welcher, da ihm die Archidiaconats-
 stelle zu Wasser geworden, durch die kräftige Re-
 commendation des Kirchenprobsts, das Füllal ge-
 wiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleich wie man
 aber leider! mehrere Beispiele hat, daß die Kir-
 che der Rüche weichen muß, so war auch hier
 die

die Rekommodation des Probstes nicht so kräftig, als die Rekommodation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Suursnutenius von ihrer Waise war empfohlen worden, die da war eine Halbschwester eines Dingschreibers, dessen Mutter Gevatterinn war von einem Geschwisterkinde der Frau eines Kammerdieners, dessen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Beichtkind war eines Predigers in einer andern Stadt, dessen Kinder Ehn Suursnutenius eine Zeitlang unentgeltlich unterrichtet hatte. Dieß verursachte zwischen Ehn Suursnutenius und Ehn Pypindovenius einigen Wortwechsel, und nachher nicht geringe Kalksinnigkeit, welche endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsversammlung sich ganz und gar zerschlug. Der Himmel weiß, wie es seitdem mit der Kenntniß der neuen Litteraturgeschichte, und mit den Värten der Landprediger, in diesem Theile Holsteins, beschaffen seyn mag.

Doch mit dem guten Gebaldus war es, auf alle Weise, noch viel schlechter beschaffen. Da Ehn Mackligius

Uiginus ihn bloß des Fiskals wegen zu sich genomm
 men hatte, so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht
 zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab.
 In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein
 Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt
 hatte, daß man alle seine Nebenmenschen, wenn
 sie auch von anderer Religion wären, lieben
 müsse. Der Kammerjunker, ein Mann von sei
 ner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Ver
 nehmen mit verschiedenen Männern, die im Lande
 ansehnliche Ämter bekleideten, nicht zuträglich, einen
 Heterodoxen zu beschützen. Sebalbus würde also
 unter freyem Himmel haben verschmachten müssen,
 wenn ihm nicht der Schiffer, dessen Kind mit einem
 Reformirten Taufzeugen getauft worden war, frey
 willig sein Haus angeboten hätte.

Raum war dieses geschehen, so erhielt er von sei
 nem Freunde Hieronymus, auf den an ihn geschrie
 benen Brief, eine Antwort, welche seine Betrüßniß
 vollkommen machte. Hieronymus hatte sich bey
 dem Verwalter nach Marianen erkundigt, und
 weiter

weiter nichts zur Antwort erhalten, als daß Mariane, mit Zurücklassung aller ihrer Sachen, die er, für das vom Sebalbus mitgenommene Pferd, zurückbehalten habe, entlaufen sey, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebalbus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selber hatte nur dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sah keine Aussicht, wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen gieng, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien, der allgemeinen Zuflucht der unglücklichen Europäer, gehen sollte, und erbot sich, ihn nach Amsterdam, wohin sein Schiff eben absegelte, umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebalbus mit beiden Händen angenommen, der nun nichts mehr hatte, was ihn in diesem Welttheile zurück-

zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich vom Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm, seinen Kommentar über die Apokalypse, bis er aus Ostindien von ihm Nachricht erhielte, in Verwahrung zu behalten. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel, wo dessen Schiff lag. Er stieg an Bord, und in wenig Tagen lichteten sie die Anker, erreichten Cuxhaven, und stachen mit gutem Winde in die See.

Ende des sechsten Buches.

Zuvers

Zuverlässige Nachricht
von einigen
nahen Verwandten
des Hrn. Magister
Sebaldus Rothanker.

Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen.

R



1817-1818

11 2 2 1 1 1 2 1 1 0 2

notwendig zu haben

Des Gen. Maffier

Erhaltenes Original

Der Vater unsers Sebaldus war ein ehrlieber Handwerksmann, in einem kleinen Städtchen in Thüringen, der durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von einigen hundert Thalern erworben hatte, und in solches Ansehen kam, daß er zum Rathmann und zum Vorsteher des Gotteshauses in seiner Vaterstadt erwählt ward. Diese Ehrenstellen aber, die verschiedene von seinen Vorgängern bereichert hatten, brachten ihm gar keinen Nutzen. Denn er war ein so schlechter Wirth, daß er nicht allein, für seine Arbeit zum gemeinen Besten, keine Einkünfte annehmen wollte, sondern auch zum gemeinen Besten verschiedenes aufwendete, wozu er gar nicht hätte können genöthigt werden. Es kann also der ökonomische Leser leicht ermessen, da Sebaldus Vater, bey seinen Aemtern, keine Einnahme und nicht wenige Ausgaben hatte; daß sein Vermögen sich habe verringern müssen. Den Ueber-



rest desselben zehrte die Vormundschaft über verschiedene arme Waisen auf, die er freywillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, daß er begraben werden konnte.

Er war Vater von drey Söhnen, Erasmus, Gebaldus und Elardus, welche seine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit, als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mutterleibe dem Priesterstande widmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehn Zoll hoch, breitschulterig, wohlgewachsen, und weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an liebte er seine eigene Person und hatte von seinen Talenten eine sehr hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren, brachte ihm sein wohlgewachsener Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsene Leute liebte. Von da ward er Prediger, in einer Stadt, wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedächtiger Gang, und seine vornehmliche Stimme, unter seinen Kirchkindern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Wittve von ein und zwanzig

zwanzig Jahren, sein Weichkind, so zu gewinnen, daß sie ihn heurathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand, des Ansehns wegen, das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte, beybehielt. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu allen Dingen an, wodurch er sich ein Ansehen zu geben glaubte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen auspußen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher, denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsschriften gegen baare Bezahlung an, schenkte Geld zum Bau der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen, theilte er Geld und Brodt unter die Armen aus, welche sich schaarenweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zur Schau tragen wollte, pflegte er freywillig, alle sechs oder acht Wochen, eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einspinden mußten, und schon den Wink hatten, sich nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer der Kirche, in seine fernere Gunst einzuschmeicheln.



Elardus, ein mageres blasses Männchen, vier
 Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind,
 von Jugend auf das geliebte Söhnchen seiner Mut-
 ter, die, von seiner ersten Jugend an, Sorge trug,
 daß er täglich wohl mit Speisen gestopfet, und mit
 dem Lernen nicht sehr angegriffen würde. Indessen
 glaubte er doch, in seinem fünf und zwanzigsten
 Jahre genug begriffen zu haben, um eine Predi-
 gerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein
 äußerster Wunsch war. Dieß wollte ihm aber, so
 viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise
 gelingen; daher er beynahe dreyßig Jahre alt ward,
 ehe er recht wußte, was er einmal in der Welt vor-
 stellen sollte. Zwar bekam er einstmals, durch
 Empfehlung seines Bruders, den Antrag, Re-
 chnungsführer bey einer Stutterey und Hundezucht zu
 werden, welche ein benachbarter Fürst zum besten
 seiner Parforcejacht angelegt hatte, ein Amt, wo-
 zu nur Rechnen und Schreiben erfordert ward, und
 das doch an achthundert Gulden eintrug. Elardus
 aber, der die Würde des gelehrten Standes ge-
 hörig zu schätzen wußte, wies ein so ungelehrtes Amt,
 mit Verachtung, von sich. Indessen ließ er sich, nach
 nochmaligem zweyjährigem Harren, bereden, die
 Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule
 anzun-

anzunehmen, die ebenderselbe Fürst, um des ungestümen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fides Gehalt, ein halber Wispel Roggen, etwas Flachs, und andere Naturalien, nebst freyer Wohnung, ausgesetzt, welche letztere aber, vor der Hand, wegen Dausälligkeit nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschätzt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Unterweisern seiner Unterthanen nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde foderten. Die Geheimen Räthe des Fürsten hielten dieß für sehr billig; theils, weil es ungleich leichter seyn müßte, vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wackerlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben könnte, welches die Füllen und jungen Hunde nicht anzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehrliche Elardus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erforderlich ist. Im Hebräischen war er beim kleinen Tanz stehen geblieben, im Griechischen



konnte er zwar, ziemlich ohne Anstoß, das neue Testa-
 ment, und die goldenen Sprüche des Pythagoras
 exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar
 Lateinisch ganz gut verstand, um es zu lesen,
 so wollte es doch mit der Lateinischen Schreib-
 art nicht recht fort, und Lateinische Verse konnte er
 gar nicht machen. Es ist wahr, er hatte einen ziem-
 lichen guten natürlichen Verstand, hatte seine Mut-
 tersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz
 artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches
 er auch besonders seine Schüler lehrte, und sich alle
 Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sit-
 tenlehre und andern Sachen, wovon er glaubte,
 daß sie sie in der Welt brauchen möchten, einige Be-
 griffe beizubringen. Weil aber die Einwohner der Re-
 sidenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen La-
 teinischen Schule, nun auch zu rechten gelehrten Leu-
 ten erziehen wissen wollten, so hatten sie zu des Elardus
 Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schick-
 ten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor,
 einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre
 ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alter-
 thümer lehrte, und, außer den gewöhnlichen gelehr-
 ten Sprachen, noch Syrisch, Samaritanisch und
 Arabisch verstand. Der gute Elardus mußte sich
 also

also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniren und im Rechnen u. geben. Daneben, weil er seinen sehnlichen Wunsch, sich einst aus dem Schulstaube zu dem Predigerstande zu erheben, nie vergaß, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und predigte, aus eignem Triebe, fast alle Sonntage, bald für diesen, bald für jenen Prediger. Aber Elardus war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Mangel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studirt, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten blos moralisch; daher fanden sie keinen Beyfall, und er predigte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist den leeren Ehrent und Kirchstühlen. So brachte er sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriacus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles wußte Cyriacus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er, was andere gedacht hatten,

R 5

so



so oft, daß er meinte, er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und ihm gefiel alles, was er las, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselseitig, hoch, wie Klopstock, sanft, wie Jakobi, fromm, wie Lavater, weltlich, wie Clodius, tiefdunkel, wie Zerder, populär, wie Gleim. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war er auch gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Dudaïm des Ruben, einen Band Anakreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabet historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt hat Cyriacus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also, sich nicht auf Brodtwissenschaft legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen, die seinen Namen verewigen sollten, sein Vermögen sehr verringert, und Cyriacus, nach dessen Tode, den Rest desselben, aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, auf der Universität verschwendet hatte, so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von verschiedenen Jahren seines Lebens die zuverlässigen Nachrichten fehlen.

Soviel

So viel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet, bey einem jovialischen Abte, in einem Kloster in Franken gewesen, daß er hernach Lehrer der Philosophie bey einem Kreieregimente geworden, dessen Officiere, weil sie sonst nichts zu thun hatten, Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik, auf einer sichern Deutschen Universität, welche ihre Landtage, in Ermangelung eines Eichenhains, in einem Kaffegarten vor dem Thore hielt, als Nasenrümpler gestanden hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlaßt durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebal-
dus Nothanker, aus seinen Papieren ge-
zogen. Leipzig in der Weigandischen Buch-
handlung 1774. 8.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Herrn Magister Sebalbus Nothanker sollte gezogen haben, da dieser noch bey gutem Wohlschn lebt, seine
sämmt-

sämmtlichen Papiere besitzt, und noch nicht geneigt zu seyn scheint, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Indessen, wenn diese Predigten nur dem Charakter des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker gemäß, geschrieben wären, so würde man doch sein Urtheil noch zurückhalten, und dahingestellt seyn lassen, ob etwan die Handschrift derselben, auf eine unbekannte Art, dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; aber derjenige, der den Hrn. Magister Sebaldus etwas genauer und persönlich gekennet, wird gleich einsehen, daß diese Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur S. L. der Vorrede, die Anmerkungen liest, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben, so sieht man gleich, daß darinn ein unerträglicher Egoismus herrscht, der dem von allem Eigendünkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider ist.

Z. B. Ich danke meinem Gott alle Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt hat, in welchem ich zur Beleuchtung des Landmannes so viel beytragen kann.

So

So hätte Gebaldus nie von sich geredet, der in aller Einfacht seine Pflicht that, und Gutes stiftete, so viel er konnte, ohne zu glauben, daß er so viel thäte, ohne feyerlich auszurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung S. LH. beschaffen:

„Ich gebe meine Predigten nicht für Muster aus, wornach meine Kollegen sich bilden sollten. Wenn sie nur daraus absehen, was ungefähr sie vortragen u. u.“

O! wie hätte der bescheidene Gebaldus, der, wenn er predigte, und seine Kirchfinder tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan zu haben glaubte, sich auch nur die Idee in den Sinn kommen lassen, er könne jemand ein Muster werden, oder es könnten andere von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Gebaldus, noch irgend sonst ein Prediger, der die Gesinnungen der Landleute kenne, gemacht haben kann.

fam. Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hilfsmittel mögliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachlässigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu denen Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß diese Handschriften nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können, sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Handschriften eigentlich herschreiben mögen.

Es heist S. XLV. der Vorrede: „Vor einiger Zeit, kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst andern Waaren, verschiedene Paar schwarze, seidne Strümpfe, Halskrausen, u. u. fast alles in, beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkauf anbot. „Aber, mein guter Mann, sprach ich, wie kommt Er denn zu Christlichen Halskrausen?“ „In einem Dorfe, nicht weit von hier, antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, an, her

der Landstraße gefunden zu haben vorgab. Kurz vorher hatte ich Nothankers Geschichte gelesen. Gleich fiel mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht von dem geplünderten Postwagen seyn möchten.

Ist diese Erzählung richtig, so hätte auf den Titel gesetzt werden sollen: Aus dem Makulatur eines Dessauischen Juden abgedruckt, nicht aber: Aus Sebaldus Papieren gezogen, denn dieß letztere Vorgeben ist durch nichts erwiesen. Der Herausgeber hat bey seiner Muthmaßung, die er bloß auf seine Erzählung bauet, in der That sehr wenig historische Kritik gezeigt. Hätte er doch mehr auf die Chronologie, welche die Fackel der Geschichte ist, geachtet. Ists wohl warscheinlich, daß Kleidungsstücke, welche 1763 auf einem Postwagen verloren gegangen sind, noch 1773, unverkauft, mit dem Papier worinn sie anfänglich gewickelt gewesen, in den Händen eines Juden seyn sollten? Und warum that er an den Juden die unnöthige Frage, wie er zu Christlichen Halskrausen komme?, da es ja bekannt ist, daß die Juden abgetragene Christliche Kleider mit eben so wenigem Bedenken in ihre Läden aufnehmen, als die Christen manche abgetragene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben.

haben. Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wenn auch alle die Sachen, die der Jude zum Verkauf anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden wären, so können sie doch gewiß nicht dem Sebalduß gehört haben. Wie wäre er, der zeitlebens in einer ländlichen Einsamkeit gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wo zu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Salskrausen*) mit sich geführt? Und da er, als er weg reiste, wie S. 163 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ist's wohl wahrscheinlich, daß er die Concepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Salskrausen bloß Salstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Salskrausen, scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkragen, oder Wolfenkragen gewesen, die man in Sachsen, Krausen nennet,

richten weiß, daß Cyriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuscripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Eardus geerbt hat, wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriakus, als er 1772 von Leipzig wegreifen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere, zu einem Tröbder getragen hat, der vor dem Grimmischen Thore, in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächlichlichen Abzug an Dessauische Juden hat: wird es nun nicht vielmehr wahrscheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber so zufälliger Weise in die Hände gerathenen Predigten, wenn sie gleich nicht von Sebaldus Nothankern sind, dennoch sehr wohl von Erasinus Nothankern, von Eardus Nothankern, und von Cyriakus Nothankern herühren können?

Diese Muthmaßung wird beynähe zur Gewisheit, wenn man die innere Beschaffenheit dieser Predigten betrachtet. Gleich der erste Absatz, der ersten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Sebaldus Feder gestossen seyn; denn es kommt darinn, ob er gleich nur eine halbe Seite lang ist, sechszehnmal das liebe Ich vor. Man höre:

S

, Nichts



„Nichtes wünsche ich so sehr, als daß ihr glücklich
 seyn möget. Ihr werdet es von mir überzeugt
 seyn, meine lieben Zuhörer, daß ich dieses auf-
 richtig wünsche; denn ihr wißt, wie ich zu euch
 eile, um euch zu trösten, wenn ihr traurig seyd,
 und wie gern ich auch an euren Freuden Antheil
 nehme, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt. Mein
 Amt, und mein Herz macht mir dieses zur Pflicht.
 Mein Amt, weil es mir zunächst aufgetragen ist,
 euch an meiner Hand durch die Bahn dieses Le-
 bens zu führen, und euch zu einem seligen Leben,
 das euch nach diesem erwartet, zu bereiten. Aber
 auch mein Herz macht es mir zur Pflicht, weil
 ich euch aufs herzlichste liebe. Ein Hirt kann
 nicht so sehr seine Schafe, ein Vater nicht so sehr
 seine Kinder lieben, als ich euch.“

So ein grober Egoist war der bescheidene Seba-
 dus nicht. Er sprach nicht so viel von sich. Er
 liebte seine Kirchkinder; aber diese Liebe trug er nicht
 öffentlich zur Schau. Er stand seinem Amte vor, er
 that seine Pflicht; aber er hatte sein wichtiges
 Amt, seine theure Pflicht, nicht immer auf der
 Zunge, um seinem guten Herzen ein Kompliment zu
 machen. Hingegen der ruhmstüchtige Erasmus, der
 haupt:

hauptsächlich nur deswegen predigte, um sich, von der Kanzel herab, in seiner Größe zu zeigen, redete beständig von sich selbst, von seinem guten Willen gegen seine Zuhörer, von seinem Herzen, von seiner Liebe, von seinem Vertrauen, kurz, er predigte sich selbst, um sein selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Sebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern, gehalten wäre, so würde darinn nicht so mancherley, von Geld und Gut; von einem Geiz, halbe der einen Freyer abweist, wenn er nicht so viel Gut und Geld hat, als seine Tochter; von einem Mädchen, das am meisten Geld hat; von einem unehrbaren Mädchen, das man nicht heurathen sollte, wenn sie auch noch so viel Geld hätte, vorkommen. Wenn Sebaldus über diese Gegenstände zu reden gehabt hätte, so würde er von Vieh, Neckern, Wiesen und Gärten gesprochen haben; denn darinn bestand das Vermögen seiner Bauern, so wie der allermeisten Bauern in der Welt. Daß Sebaldus Vaterland zwar fruchtbar, aber ohne baares Geld gewesen, kann der Leser schon aus der Art, wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhandel treiben mußte, schließen.



: Eben so heist es, S. 4. : Ich will euch izt nichts
 , davon sagen, daß der Reichthum öfters eurer
 , Seele höchstschädlich ist, daß er eine Versu-
 , chung ist zu allem Bösen, und daß unser weise-
 , ster Lehrer sagt, daß die Reichen nicht in das
 , Reich Gottes kommen werden. Daran will
 , ich euch izt nicht erinnern, weil ich unlängst von
 , der Schädlichkeit des Reichthums ausführlich
 , zu euch geredet habe., Dieß ist ein klarer Beweis,
 daß Sebaldus nicht der Verfasser dieser Predigt
 seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher verbür-
 gen, daß er ein so ungeschmacktes Postillengeschwätz,
 von der Schädlichkeit des Reichthums, seinen
 Bauern nie werde vorgeredet haben. Er war viel-
 mehr beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen,
 daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten,
 ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten,
 alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohl-
 habend werden, daß sie Vermögen erwerben,
 daß sie reich werden sollten. Sebaldus wußte nur
 allzuwohl, daß die niederdrückende Dürftigkeit,
 welche die einzige Alternative seyn kann, wenn der
 Bauer nicht wohlhabend seyn soll, eine fruchtba-
 rere Mutter der Barbaren und verderbter Sitten
 ist, als der bäurische Reichthum, der allemal eine
 Folge

Folge des Fleißes seyn muß; daher derjenige, der den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man vom Erasmus, daß er, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort, von der Wichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums, sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den man in der That am zierlichsten zu reden weiß, wenn man an nichts Mangel hat.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders, als Erasmus Nothanker, der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6. heißt es: „Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch daher, daß ihr gemeiniglich mit euren Schwiegerältern unter Einem Dache wohnet. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, aber leider! ist es durch die Erfahrung gegründet, daß nur sehr wenige Eheleute in Einigkeit leben, wenn sie ihre Schwiegerältern bey sich im Hause haben. Ihr würdet euch öfters nicht zanken, wenn nicht zuweilen eines der Schwiegerältern Oel ins Feuer gösse. Die Schwiegerältern glauben, man könne sie nicht zu gut hal-



ten, und ihnen nicht dankbar genug sich be-
weisen. Sie sind überzeugt, in allen Stücken
alles besser zu wissen, als die jungen Eheleute,
und wollen alles im Hause anordnen. Nichts
kann man ihnen recht thun. Hierzu kommt
noch, daß das Alter sie ohnehin mürrisch und
verdrießlich, und mit sich selbst und der gan-
zen Welt unzufrieden macht. Haben nun die
Eheleute einen kleinen Zwist untereinander, so tritt
der Schwiegervater oder die Schwiegermutter auf
die eine oder andere Seite, und vergrößert den
Streit, statt daß diese Alten ihn schlichten, und
die streitenden Parteyen versöhnen sollten.

Läßt es sich wohl nur denken, daß der sitzsame
Sebaldus, auf eine so plumpe Art, alle Schwie-
gerältern, die bey ihren Kindern wohnen, habe öf-
fentlich, von der Kanzel herab, beschimpfen wollen?
daß er dieses vor Bauern habe thun wollen, welche
ihre Schwiegerältern gewiß nur bloß, wenn diese
aus Armuth, oder aus Alter und Schwachheit, ihren
eigenen Acker nicht bauen können, bey sich haben
werden? Zwar wird, S. 12. den Zuhörern empfoh-
len, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten,
ihrem guten Rath folgen, und sie pflegen sollen;
aber

aber wie werden sie dieses thun, wie werden sie ihre Schwiegerältern nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die verächtlichsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgeschildert hatte, die zu den Hauptursachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Oel ins Feuer gießen, die sie vergrößern, anstatt sie zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphonema sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause gewohnt hat, und hernach, als sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber that, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwendete, mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, und sie wohl oft mag abgekanzelt haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Erasmus Noth- anker auch die folgende Predigt wider die Prozesse verfertigt habe. Man findet darinn, S. 18. unter andern, folgende höchst auföfßige Stelle: „Der Advokat müßte ein allzum eigenmächtiger Mann seyn, wenn er seinen Rechtshandel nicht so lange auszudehnen suchte, als es möglich ist, um recht vieles von euch einzunehmen. Es hat zwar



den Anschein, als wenn kein Advokat diese Absicht hätte; denn zuerst sucht er euch gemeiniglich mit eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie man sich ausdrückt, ein Termin zur Güte angestellt. Habt ihr aber jemals gehört, daß ein Termin zur Güte einen erwünschten Erfolg gehabt hätte? Der Advokat müßte seinen Vortheil gar nicht verstehen, wenn er nicht, statt euch mit eurem Gegner zu vergleichen, in euch eine größere Lust erweckte, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Ferner, S. 22. „Der größte Theil der Leute von diesem Stande scheint den Widernutzen zu seinem Gott gemacht zu haben, den er allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, Redlichkeit, alles aufopfert, u. s. w.“

Sollte es wohl möglich seyn, daß der sanftmüthige Sebaudus einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Stand, habe öffentlich, auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise, verunglumpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, daß jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dieß siehet wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger,

diger, wie Sebalduß, als einem aufgeblasenen Rentnirer, wie Erasmus, ähnlich, der, weil er verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln sollte, eine Menge Prozesse gehabt hat, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg gehabt hat, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Hardus Nothanker, dem jüngern Bruder unsers Sebalduß herzuühren. Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die Lesern in Städten, die gern Predigten lesen, ganz gut gefallen werden; nur findet man darinn freylich hin und wieder Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57.) darauf kommen, Bauern vorzusagen: „Geld und Ehre machen nicht wahrhaftig glücklich. Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

S 5

Die



Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllestrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den witzigen *Cyriacus* zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche gemacht habe, und man sieht es diesen Fragmenten auch nur allzusehr an, daß sie Versuche, und zwar Versuche eines jungen Menschen sind. Ein Mann, der so viel Ueberlegung hatte, wie *Sebalus*, würde schwerlich, vor *Bauern*, von der Endlichkeit der Höllestrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigstens sicherlich nicht auf die Art, wie es hier geschieht. Er hätte gewiß überlegt, daß er, ehe er über diese Materie hätte mit Nutzen predigen können, noch vorher in der groben Vorstellung, die seine *Bauern* von göttlichen Strafen haben könnten, sehr viel zu ändern und zu bessern gehabt haben würde. Er würde ihnen haben zeigen müssen, daß, durch Gottes weise Einrichtung, die natürlichen, sowohl physischen als moralischen Folgen der Laster, auf unabsehbliche Zeiten hinaus, die Strafen der Laster seyn müssen; daß auch positive Strafen Gottes, seiner Güte und Gerechtigkeit angemessen, dazu kommen können; daß diese, nach geschehener Besserung, aufhören werden, so wie durch die Besserung auch die Folgen der Sünden

den

den gemildert werden, da sie sonst freylich, an sich, in alle Ewigkeit fortdauern. Hierbey hätte er aber, für einen gemeinen Bauerverstand, viel zu subtil werden müssen; daher er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Materie seinen Bauern niemals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen, das seine Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen Zweck dabey allemal das wahre Wohl des Menschen ist, vorgestellt hat; ohne sich in die transcendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung seines Lebens, welche Sebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Sebaldus, welches schon daraus erhellet, daß man von dem enthusiastischen Feuer, in welchem, nach S. 32 des ersten Theils seiner wahrhaften Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden, in diesem Fragmente nicht das geringste findet; so daß, wenn die Predigt so kahl und kalt gewesen wäre, als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauer

kerl

ferl dadurch würde. bewogen worden seyn, Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriacus habe hienit bloß einen Versuch machen wollen, zu zeigen, wie die Predigt, um welcher willen sein Oheim, Sebaldus, abgesetzt worden war, ausgesprochen haben möge. Dieser Versuch aber mißlung, weil Cyriacus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Uebrigens will man freylich den Satz: daß Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker, und Cyriacus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothankerschen Predigten sind, für weiter nichts, als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wenn dieß zu wenig dünkt, der bedenke, daß das Resultat der tiefstünigsten historischen Untersuchungen, oft weiter nichts als eine Muthmaßung sey, und daß, z. B. die wichtige historische Frage: ob die Prinzessin Olga *anno Domini* 946, oder 955, zu Konstantinopel getauft worden, nachdem die größten historischen Kritiker unserer Zeit darüber manche nordische Nacht durchwacht *) haben,

denk:

*) S. Thunmanns Untersuchungen, über die Geschichte der östlichen Europäischen Völker, erster Theil, S. 393.

dennoch auf beiden Theilen leider! nur noch bloß auf Muthmaßungen beruhe, dagegen mit unserer Muthmaßung, noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr Verfasser sey auch, wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Sebaldus Nothankern sind.

Man hat übrigens aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder einige gelehrte Fabrikanten auf ihren Weberstühlen zu verschiedenen Zeiten die Ketten angedreht haben, wozu der ehrliche Sebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. J. V. Sebaldus Nothankers Beicht- und Kommunionbuch; Sebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Sebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Sebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannes; des Hrn. D. Stauzius Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen, nach der Anlage Sr. Excellenz, des Hrn. Grafen von Wimmer, nebst einem Anhang von Fastenspeisen. Rambolds Ästhetisches Lehrbuch; Hieronymus Tischreden, Einfälle

fälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen; denn Hr. Sebalduß Nothanker wird, was er etwa der Welt vorlegen wollte, schon zu seiner Zeit selbst herausgeben, von den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächten Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebalduß Nothanker, ohne die geringste Nachricht davon zu besitzen, aus seinem eigenem Gehirne fortzuschicken, und einen sogenannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt u. Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungsbude der Frau Wittwe Tramburginn, im Brödtischrangen, nebst andern Zeitungsblättern, öffentlich zu verkaufen ist. Der geneigte Leser kann freylich, in dem unächten zweyten Bande, den wahren fernern Verlauf der Geschichte des Hrn. Mag. Sebalduß Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber wenn daran gelegen ist, kann allenfalls daraus ersehen, was für eine Vorstellung vom Sebalduß Noth-

Notthanker, in dem Kopfe eines solchen Menschen, wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

Die unächte Fortsetzung kann übrigens noch einen andern Nutzen haben. In dem achten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Sebaldus wirklich meistens nur gedacht, aber nicht gehandelt hat. Sollte es nun Leser geben, welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen, als Meinungen, erzähle, so könnten sie versuchen, ob sie vielleicht bey dem unächten zweyten Bande ihre Rechnung finden möchten, in welchem alles voll Bewegung und Handlungen ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B., Wie Sebaldus, nachdem ihm die Räuber auf dem Postwagen ein Loch in den Kopf geschlagen hatten, ein Glas Kirschbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertrieb. — Wie Tuffelinus seines Schulmeisters Frau verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf peitscht. — Wie sich eine alte Jungfer Sibylle, in Sebaldus verliebt, und ihn des Nachts in seinem Bette besucht. — Wie Sängling mit Marianen heimliche Zusammenkünfte hält, wobey die Ver-

Vertraulichkeit so hoch steigt, daß sie sich so laut
 ,füßen, daß man es in einer ziemlichen Entfer-
 'nung höret. — Wie Hieronymus den D. Stau-
 zins auf einem Wagen, in einen Kasten setzt, wor-
 :inn Schweine und Gänse gewesen, wobey Stau-
 :zins sehr andächtig singt: So fahre fort und
 :schone dort; — nebst nicht wenig Hochzeiten und
 andern possierlichen Begebenheiten, woraus abzuneh-
 men ist, daß der Verfasser, der solche schnatsche
 Dinge hat erdenken können, ein pudelnärrsches
 Menschengesicht seyn müsse.

Druckfehler.

- S. 7. Z. 9. glänzende, lies, geschminkte.
 S. 9. Z. 16. die Höllenstrafen, I. die Ewigkeit der Höl-
 lenstrafen.
 S. 10. Z. 8. von unten: leibliche, I. liebliche.
 S. 17. Z. 8. glänzendes, I. geschminktes
 S. 25. Z. 7. halb vier, I. drey.
 S. 72. Z. 5. von unten: sondern vielmehr, I. son-
 dern, daß man vielmehr.
 S. 216. Z. 2. von unten: Kamern I. Kameen.

